P.O. germ.
301e

L. O. Germ.
301e.

<36620186010010

<36620186010010

Bayer. Staatsbibliothek

Voltz delin. Weber sc.

Neue Gemälde in romantischen Farben

gezeichnet

aus der

Bilder-Gallerie der Menschheit

von

H. A. C. Frhrn. von Egloffstein.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg, 1821.

im Verlage der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

königlich baierischen

Herrn Oberförster

Wilhelm Freiherrn von Egloffstein

aus Hochachtung

geweihet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Die Menge von guten und schlechten kleinen Erzählungen, die unsre deutsche Literatur schon besitzt, noch zu vermehren, ist wirklich ein Wagestück. Doch schmeichle ich mir, da schon zwei Bändchen solcher Erzählungen — meine Blumen und Blüthen, und meine Miscellen, — nicht ohne Theilnahme vom lesenden Publikum aufgenommen wurden, daß auch diese Gemälde nicht ohne Beifall bleiben sollen. Die meisten dieser Erzählungen sind auf Wahrheit gegründet.

Ich schrieb sie in einer traurigen Epoche meines Lebens, wo Erheiterung und Zerstreuung mir Bedürfniß waren. Ich erreichte diesen Zweck und hoffe, daß sie auch bei den Lesern gleiche Wirkung haben werden, und in diesem Falle dürften sie, bei allen ihren Mängeln, die ich selbst wohl erkenne, nicht ganz verwerflich seyn.

R.tt.b.rg. 1821.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Der Triumph der Unschuld und Tugend	1
Zulma	21
Adelheid und Adolph	62
William und Emmi, oder die Macht der Liebe und Ehre	90
Edelmuth	103
Sally, die gute Negerin	132
Der verlorne Sohn	140
Die Kur	149
Unversöhnlichkeit bis zum Tode, Reue und Ersatz	170
Edelmuth und Belohnung	181
Montmore, oder der Kampf der Freundschaft und Pflicht	198

Seite
William Davenant, oder eine edle That bleibt nie ohne Lohn 216
Traurige Folgen einer Verheimlichung im Ehestande 242
Die gelungene List 249
Die Probe 259

Der Triumph der Unschuld und Tugend.

Ich kam von der Universität zu meinen Laren zurück und glaubte vier Jahre dort nicht unrecht verwendet zu haben, wenigstens mit vollem Recht ein D. unter meinen Namen setzen zu dürfen, ohne vor den Eingeweihten und Profanen der Arzneiwissenschaft zu erröthen. Mein Vater, gewiß kein Profaner, ging und spielte einige Tage um mich herum, wahrscheinlich um den Griff zu finden, bei dem er mich fassen könnte. Erst nach acht Tagen sagte er:

„Nun Gottlob! das Geld das ich an dich, Adolph, gewendet habe, ist nicht weggeworfen, ohne Verantwortung kann ich dir einen Theil meiner Pazienten überlassen; und so gehst du morgen zum Geheimenrath Wendheim — ein

einträglicher Kunde von mir — er will das ganze Jahr krank seyn, und ist so gesund wie nur ein Mensch seyn kann, läßt sich's aber keineswegs einreden — den erhältst du das Jahr durch bei offnem Leibe, damit ihm die vielen tausend Austern, Trüffel und Hanauer-Gänseleberpasteten, die der Champagner nicht allein zu verdauen vermag, den Magen nicht verderben. Von diesem zum Commerzienrath Aesch, er ist 82 Jahre alt, will aber noch ein halbes Seculum leben, um die Million, woran ihm noch ein viertel fehlet, voll machen zu können. Dem brauchst du nichts zu verschreiben, denn er würde doch nichts nehmen, weil ihm auch die wohlfeilste Arznei zu theuer ist, sag' ihm nur sein Puls gehe gut — er ist auch gesund — dann hast du alles gethan, aber besuchen mußt du ihn allzeit den zweiten Tag. Von da zur Gräfin Süßbach — sie braucht keinen Arzt — aber nach dem Wohlsein ihres Jollys mußt du dich täglich erkundigen — vergiß nicht „Euer Hochgräflichen Gnaden," und „Euer Hochgeboren" so oft wie möglich in deinen Discours

einzuschalten. Sie zahlt zwanzig Friedrichsd'or des Jahres. Sodann besuchst du den Kaufmann Walter täglich, es fehlt ihm und seinem ganzen Hause nichts als Verstand, und den kann ein Arzt auch mit dem Nürnberger Trichter nicht eingeben; allein der Mann lebt nach dem großen Ton, er will einen Hausarzt, der ihm täglich die Aufwartung macht, und zahlt gut."

Aber lieber Vater! fiel ich ein: mit solchen Narren soll ich —

Halt! rief er: ich weiß, was du sagen willst — hier hast du eine Liste von armen Handwerkern, die wirklich krank sind, diese besuchst du unentgeldlich, und wo es Noth thut — und es thut so bei den meisten — bezahlst du die Arznei aus deiner Tasche; würden wir aber dieses im Stande seyn, wenn wir jene Narren nicht hätten? Du und ich machen sie doch nicht gescheid — also —

Jetzt war ich zufrieden, ich zeichnete mir die Narren in mein Taschenbuch und legte die Liste der Armen bei. —

Noch eins! sagte mein Vater: auch deine Tante in Holzdorf mußt du öfters besuchen, es liegt ja nur eine Stunde von hier; sie gehört zwar auch zu jenen, die Schwift in seinem Narrenspital nicht vergessen hat; aber sie ist erstlich deiner Mutter Schwester, und leidet wirklich stark an der Gicht, auch bist du ihr muthmaßlicher Erbe, doch dieß trau ich deinem Herzen zu, wirst du als Nebensache betrachten.

Ich ging zum Geheimenrath. Die Gesundheit lachte aus seinem Vollmond-Gesichte, ein Teller mit Backwerk, ein anderer mit kleinen Würsten, dürren Ochsenzungen und Schinken, ein englischer Käß, dabei ein Teller mit geriebenem Lachs, nebst einer Flasche Capwein standen vor ihm — es war sein Frühstück.

Guten Morgen Herr Doktor! rief er mir entgegen; gut daß Sie kommen, ich brauche ihre Hülfe. — Sie sind doch ein Brownianer? Ihr Herr Vater hat mich es versichert. Nur ein solcher darf mein Arzt seyn. — Heut' Nacht habe ich sehr schlecht geschlafen,

übel geträumt, gestern keinen Appetit, heute auch nicht. Wallungen im Geblüt — Stechen in der Seite — oft Schwindel, besonders Abends, kurz ich bin recht krank. Was sagen Sie?

Mir fielen die armen Handwerker ein, und dieses verhütete, daß ich ihm keine Sottise sagte. Ich fühlte daher mit wichtiger Miene den Puls, versicherte, er ginge sehr schwach, obgleich er bei einem gesunden Drescher nicht besser schlagen konnte, verschrieb ihm ein gelindes Abführungsmittel; besuchte einen kranken Schuster, der heute sein letztes Geld, das er aus seinem Werkzeuge gelöst, in die Apotheke bezahlt hatte, verschrieb ihm das Nöthige, legte einen Thaler aufs Bett, und ging nun leichten Muthes zum Commerzienrath. —

Mit diesem war ich gleich im Reinen; ich versicherte ihm, er würde so alt wie Methusalem werden, und ging weiter zur Gräfin Süßbach. Ein Bauernlümmel, der ohnlängst von der Mistgabel zum hochgräflichen Thürhüter promovirt worden war, übergab mich

einem Bedienten: dieser führte mich die Treppe hinauf, und übergab mich hier einem anderen, der mich einem dritten im Vorzimmer überlieferte, welcher mich endlich anmeldete; jetzt öffnete er die Thüre, ich trat ein und ein junges Mädchen mit einem Grazien-Wuchs, sanften Zügen wie die der Madonna von Guido Reni, sagte in einem Harmonica-Tone: Die Frau Gräfin wird sogleich kommen! Nehmen Sie einstweilen Platz. Ich that so an ihrer Seite beim Strickrahmen, und nach fünf Minuten wünschte ich die Gräfin möchte noch eine Stunde verweilen.

Allein nur zu früh flog die Flügelthüre auf, und die Gräfin funfzig Jahre alt, geputzt wie ein Mädchen von fünfzehn, trat ein, einen schäbichten Mops im Arme, der dem Unbekannten die Zähne fletschte.

Bon jour mon Docteur! Luise! Zwieback für Jolly! Ihr Herr Vater hat Sie mir empfohlen — Luise! meine Handschuhe! Denken Sie Herr Doctor, mein armer Jolly hat fast kein Auge zugethan! Luise einen

Stuhl — das Mädchen gibt auch auf gar nichts Acht!

Noch eine Weile ging es so fort — ich mußte nolens volens dem Köter Arznei zum bessern Schlafen verschreiben, und erhielt dann meine Entlassung für heute, mit dem Befehl, mich morgen nach Jollys Gesundheit zu erkundigen. —

Der Kaufmann Walter empfing mich mit einer Protektors Würde; und bat seinen neuen Hausarzt zu Gast, welches dieser abschlug, noch seine übrigen Krankenbesuche abstattete, und nach Hause eilte, um an jene Luise zu denken.

Aber wer war diese Luise?

Es gibt Menschen, denen das Geschick immer den Rosenkranz der Freude zeigt; und nähern sie sich, so drückt es ihnen eine Dornenkrone auf das zu sehr schlagende Herz. Zu dieser Gattung Menschen gehörte Luise. Sie hatte einst bessere Tage erlebt, ihre Eltern gaben ihr die beste Erziehung — da fiel ein großes Haus in London und zog den Bankerott ihres Vaters nach sich; der Schlag

rührte ihn und nach acht Tagen folgte ihm seine Gattin. Da lernte die verwaiste fünfzehnjährige Luise wie viel und wenig werth die Dinge sind! Freundlos stand sie, deren Herz so sehr nach Freundschaft schlug! O wie viel hätte sie damals für den Ton einer freundlichen Stimme gegeben; wie viel für den Händedruck eines Freundes. — Da ward sie aus Mangel Gesellschafterin der Gräfin Süßbach; und diese fiel über die arme Trauernde — die oft vergebens die Augen schloß um mit ihrem Kummer allein zu seyn — mit ihrer nichtssagenden Geschwätzigkeit, mit ihren zwecklosen Befehlen, mit stets unfreundlichem Tone her, der ihr das Haus zur Hölle machte; und doch hatte diese personifizirte Geduld schon zwei volle Jahre in dieser Marterkammer ausgehalten, als ich sie kennen lernte.

Ich sah Luise fast täglich, bewunderte ihre Sanftmuth, ihre Geschicklichkeit und Schönheit, und ehrte ihre Tugend — ich liebte sie, aber ich sah auch jetzt noch die Unmöglichkeit, ihr meine Hand anzubieten. Mein Vater

hatte sein Auskommen, aber kein erspartes Vermögen; ich war ein Anfänger, dem es an tausend Dingen, seinen eignen Herd zu errichten, fehlte, und Luise war arm; und doch hätte ich die Arme so gern aus ihrer trüben Lage gerettet. — Da fiel mir Tante Philippine ein, und ich beschloß nach Holzdorf zu reiten um dort zu sehen, ob ich kein Zufluchtsort für die Arme fände.

Ich öffnete die Thüre des Wohnzimmers meiner Tante, und von einem bunten Harlekinssessel erhob sich eine weibliche Figur, und mit ihr fuhren drei bellende Hunde auf mich ein, die schlechterdings ohnmöglich machten, ihr zu sagen, daß ihr hoffnungsvoller Neffe vor ihr stünde.

Um Vergebung, wen habe — Karo, willst du untern Tisch? Willst du schweigen Diane? Um Verzeihung mein Herr! Miris willst du kuschen? — So ging es fort, bis alle drei Kläffer einstweilen in ein Nebenzimmer verwiesen waren.

Jetzt kam es zur Erklärung, und Tante Philippine freute sich herzlich Adolphchen zu

einem Adolph erwachsen zu sehen, bald sah ich das gute Herz der Tante und beschloß nächstens sie um eine Freistatt für Luisen zu bitten. Heute ging ich, ohne mir was davon merken zu lassen, mit einem großen Stein im Brette bei der Tante, und als Freund von Karo, Miris und Dianen nach Hause.

Am andern Tag sah ich Luisen und fand in ihrem schönen Auge Spuren von Thränen, die sie vor mir zu verbergen suchte; sie nahm sogleich wieder ihre muntere Laune an, und der größte Menschenkenner würde hier keine Täuschung gesucht haben. Es ist ein schöner Augenblick, Unglückliche zu sehen, die aus dem Unglücke eine reiche Ernte für ihren Geist gemacht haben, und nicht allein eine lästige Klage. Dieß war der Fall bei ihr; nie entschlüpfte ihrem Munde eine Klage, und doch hatte sie der Leiden viele.

Wir sprachen über das menschliche Geschick; Luise sagte: „Ohne Glück und Unglück würde das Menschen-Leben, dünkt mich, genußlos seyn; denn besteht nicht die Freude in der Überwindung der Schwierigkeit? Aber es

gibt Leiden, die das ganze Leben begleiten, die erst im Grabe enden. Geduld kann wohl viel thun, auch das Gefühl der Schuldlosigkeit.“ — Gott! wie oft fielen mir in der Zeit, da das eiserne Schicksal dieß gute Mädchen so grausam — und doch schuldlos — faßte, diese Worte ein, und sind noch fest meinem Gedächtnisse eingeprägt. Noch hatte ich Luisen meine Liebe nicht gestanden, doch hatte ich meinen Vater zum Vertrauten derselben gemacht; er kannte das Mädchen, schätzte sie, mißbilligte meine Wahl keineswegs und auch nicht den Plan Luisen den Händen der Gräfin zu entreissen, und sie meiner Tante zuzuführen.

Jetzt eilte ich nach Holzdorf; bald war die gute Tante für Luisen eingenommen, und versprach sie wie eine Tochter zu lieben. Vergnügt eilte ich zurück und wollte gleich am andern Morgen Luisen meine Liebe erklären, und ihr die Fürsorge der Tante für sie bekannt machen. — Meine Phantasie beschäftigte sich die ganze Nacht mit den schönsten Plänen der Zukunft, und meine Seele

ahndete nicht, daß sie alle am Morgen darauf grausam und bald schrecklich für immer vereitelt werden könnten. — Ich eilte um die gewöhnliche Stunde nach der Wohnung der Gräfin, alle Domestiken liefen untereinander — die Diebin! — die Spitzbübin! — hörte ich aus jedem Munde, niemand wollte mir Rede stehen; ich trat ins Vorzimmer und hörte die Gräfin schimpfen und zanken; eine Kammerzofe öffnete mir endlich die Thür, ich trat ein, die Gräfin saß auf dem Sopha, eine Magistratsperson stand vor ihr. —

„Verschreiben Sie mir eiligst etwas Niederschlagendes, Doktor! rief sie: ich habe mich bis zum Tode geärgert — das Mensch die Luise, der ich so viel Gnade erwies, sie vom Bettelstabe erlöste, hat mich schändlich bestohlen!“

Luise! rief ich: Unmöglich!

Ja, diese saubere Luise hat mir zwei Ringe, am Werth 10,000 Rthlr., entwendet, und ist entflohen!

Da stand ich, wie vom Donner getroffen. Was sollte ich denken? Nein, sie ist unschul-

dig! rief mir mein Herz zu — aber die Vernunft — was sollte diese sagen? Die Ringe fehlten der Gräfin, sie hatten noch am Mittag vorher in ihrem Boudoir gelegen, wohin niemand als Luise gekommen war, und diese wie der Augenschein bewies, war am Abend geflüchtet und hatte alle ihre Kleidung mit sich genommen. Schon wurde sie verfolgt — es war der Obrigkeit bereits angezeigt, und die Magistratsperson befand sich bei der Gräfin um den Steckbrief aufzunehmen, der auch noch am nemlichen Tage in die öffentlichen Blätter eingerückt ward. —

Ich ging umher ohne Bewußtsein, mein Vater, dem selbst die Schuld Luisens nicht einleuchten wollte, mußte jetzt alle Kranken selbst besuchen; ich war völlig unfähig dazu.

Am vierten Tage wurde Luise gefänglich eingebracht: man hatte sie in einem kleinen Städtchen an der Grenze, wo sie zu Fuße angekommen war, eingeholt, die Ringe waren nicht bei ihr gefunden worden. — Sie wurde ins gemeine Gefängniß gebracht und mit Fesseln belastet. Im Verhör berief sie

sich auf ihre Unschuld, die härtesten Richter waren bis zu Thränen gerührt; warum sie aus dem Hause der Gräfin entwichen seie, wollte sie nicht gestehen: Die Ursach meiner Flucht ist der Gräfin wohl bekannt; sagte sie, und kein Wort weiter darüber. — Ihr Urtheil wurde gefällt — zehn Jahre Zuchthausstrafe bei harter Arbeit war ihr bestimmt; und es fehlte nur noch die Bestätigung des Urtheils vom Landesherrn. —

Mein Vater ließ unaufgefodert sie die ganze Zeit mit Speisen von unserm Tische versehen, auch ein Bett erhielt sie von unserm Hause; ich schickte ihr Bücher zur Zerstreuung, und der Verwalter des Gefängnisses, durch dessen Hände alles ging, wußte nicht genug ihre Geduld, ihr sanftes Wesen und ihr dankvolles Gemüth zu preisen. —

Da wurde ich eines Tages zur Gräfin ausser der bestimmten Zeit gerufen; sie klagte über Kopfwehe, Hitze und Ängstlichkeit und lag zu Bette; ich ging ins Nebenzimmer etwas zu verschreiben, ihr Putzzimmer stand offen; die Fenster gleichfalls offen, gingen in

Garten; eben als ich mit dem Recepte fertig war, hörte ich etwas darin, blickte hin, und sah eine Älster mit einem Theelöffel im Schnabel, den der Vogel vom Tische genommen, zum Fenster hinausfliegen, eiligst lief ich ans Fenster, und sah daß er seinen Fund auf einen hohen Birnbaum im Garten, in sein da befindliches Nest, trug. Ich rief sogleich einem Diener, der alsobald mit dem Gärtner dahineilte, und eine Leiter an den Baum legte; der Gärtner stieg nach dem Neste, der Theelöffel lag darin und — die zwei vermißten Ringe der Gräfin. — Luise war unschuldig! Alles im Hause freute sich, denn jedermann hatte die Gute, Sanfte geliebt, nur die Gräfin, obgleich erfreut ihre Ringe wieder zu haben, schien aber über Luisens Unschuld keine Freude, sondern eine gewisse Verlegenheit zu bezeigen, die, obgleich mein Herz hoch vor Entzücken schlug, mir keineswegs entging. Ich ließ mir es nicht nehmen Luisens Unschuld sogleich zu verbreiten, und eilte zum Magistrat; man schickte zur Gräfin, und da man die Sache so fand, so erhielt die

Leidende sogleich ihre Freiheit. — Im Triumphe brachte ich sie nach Holzdorf zur Tante Philippine, die sie mit Zärtlichkeit wie eine verlorne Tochter empfing. Luisens Gesundheit war durch ihre unverdienten Leiden geschwächt; ich ritt daher täglich nach Holzdorf, und hatte das Glück sie bald herzustellen, obgleich eine stille Melancholie sich über ihre Seele verbreitet hatte. Jetzt gestand ich ihr meine Liebe. — Sie senkte ihr Auge, Thränen entstürzten demselben. — Wie kann ihnen! sprach sie: „eine an ihrer Ehre Gebrandmarkte theuer seyn?“

„Eine Unschuldige! rief ich.“ —

„Wenn gleich! Herr Doktor! wollen Sie einem Mädchen die Hand reichen, deren Namen man auf die niedrigste Weise in den Zeitungen öffentlich nannte. Wenn auch Sie vielleicht aus Liebe, vielleicht mehr aus Mitleiden mich zu ihrer Gattin erheben wollten, dürfte ich einwilligen, um den Manne, den ich verehre, ja liebe, ich gestehe es, immer durch meine Nähe, an diese schreckliche entehrende Katastrophe zu erinnern? Könnte er

auch

auch sie vergessen, so wird doch die Welt, von deren Urtheil wir einmal abhängen, sie nie vergessen. Nein, lieber Adolph, dazu verehre ich Sie zu sehr!" — Ich wollte ihr diese Grille ausreden, sagte ihr daß N*** ja nicht das einzige Land sei, wir könnten in einem Winkel Deutschlands ohne Vorwürfe glücklich leben; da trat ein Laufer der Fürstin ein, er brachte ein eigenhändiges Billet dieser edeln Prinzessin, werth den größten Thron der Welt zu schmücken, an Luisen, worin Luise auf den andern Morgen zu der Fürstin eingeladen war; ein fürstlicher Wagen sollte sie um die bestimmte Stunde abholen. Auch Sie Herr Doktor! sagte der Laufer: will Seine Durchlaucht morgen um eben diese Stunde sprechen, schon bin ich deßwegen in ihrer Wohnung gewesen. —

Was will die Fürstin von dir? fragte ich mich, und ging um die gesetzte Stunde nach Hofe. Ich wurde sogleich ins Zimmer der Fürstin beschieden, bei der ich die Vornehmsten des Hofes fand.

„Durch Sie, sagte die Fürstin zu mir: kam die Unschuld der guten Luise ans Licht, von dieser ist nunmehr die Welt überzeugt, allein noch nicht von der Tugend dieses Mädchens; sie entfloh dem Hause der Gräfin um den niedrigen Nachstellungen des Prinzen N., den die Gräfin noch dazu aufmunterte, zu entweichen, obgleich ihr von dem Prinzen die glänzendsten Versprechungen gemacht wurden. Ein solches unschuldiges, tugendhaftes Mädchen verdient nicht allein, daß ihre Unschuld der Welt bekannt wird, sie verdient noch überdies Auszeichnung und Belohnung. Dieses beide ihr zu gewähren, habe ich über mich genommen.“

Jetzt erschien Luise; die Fürstin schloß sie in ihre Arme, und stellte sie dem Hofe vor; den sie jetzt entließ und nur Luisen und mir zu bleiben befahl.

Hier! sagte sie: übergibt ihnen mein Gemahl durch mich eine kleine Entschädigung ihrer unverdienten Leiden, es ist eine Staatsobligation von 6000 fl.; dieser lege ich noch

4000 fl. bei, nebst dieser Kette mit meinem und des Fürsten Bild; tragen Sie dieses zu unserm Andenken, und das Geld diene Ihnen zur Aussteuer. Daß Ihr beide Euch liebt, weiß ich durch den Vater des Doktors — auch ihr edles Betragen in diesem Stück, Luise, ist mir nicht unbekannt. Allein, wen mein Gemahl und ich ehren, den wird auch die Welt ehren, da wir, Gottlob! bekannt sind, keinem Unwürdigen unsre Neigung zu schenken. Also, keine Einwendung mehr, Sie beide speisen heute am Hofe, und hier soll auch zugleich ihre Verlobung gefeiert werden. Nehmen Sie hier diese beiden Ringe, es sind die nemlichen, die ihre Leiden gebaren, die Gräfin, die herzlich alles bereuet, gibt Sie Ihnen zum Geschenke, und damit doch der neue Ehemann auch etwas sogleich mit ins Haus bringt, so macht ihn hiemit — sie übergab mir ein Papier — mein Gemahl zum Hofrath und zweiten Leibmedicus mit einem Gehalt von 600 fl. —

Wir fielen beide zu den Füßen der edeln Fürstin, die uns aufhob, und uns nach dem

Speisesaal nöthigte, wo fast der ganze Hof, auch mein Vater und Tante Philippine, sich befand.

Bald erschien der Fürst, die Fürstin stellte uns ihm vor, der Fürst nahm Luisen bei der Hand und führte sie an den Platz an seiner Seite, indem er sagte: „So feiern die Unschuld und Tugend ihren Triumph!"

Zulma.

(Aus den Papieren eines Freundes.)

„Salam! Sir! soll ich euch nicht meine Bajaderen zu tanzen herbringen? Dort sind sie in jenem Chaultry, sind gar artige Cherickis darunter, tanzen wie die Houris, sind alle Rechtgläubige, Gott sei gelobt und sein großer Prophet! sie haben schon vor dem Nizam, dem Beherrscher Golcondas und des Decan, vor vielen Rajahs und Nabobs getanzt, auch in Calcutta vor dem Großen der Weißen deiner Brüder. — Herr befehle! und ich hole sie.“

So sprach eine alte Aufseherin einer Bande reisender Tänzerinnen zu mir; als ich kaum auf einer Reise von Madras nach Hyderabad in dem Fort Ongole in Ostindien aus meinem Baldachin gestiegen war. Ich

mußte, obgleich noch früh am Tage, weil meine Träger ermüdet waren, hier in dem einsamen Fort, nur von einem europäischen Sergeanten und 30 schwarzen Invaliden besetzt, die Nacht bis zum künftigen Morgen verbleiben. Langeweile würde mich ohnehin bald erreicht haben, ich beschloß also dieser durch den Tanz der Bajaderen, die ebenfalls nach Hyderabad reisten, eine Stunde lang Trotz zu bieten, und hieß die Alte ihre Zöglinge mir zu bringen. Bald darauf erschien sie mit sieben, mit vielem Flitterstaat behängten und verschleierten, Mädchen. Zwei Mohren mit Tambourinen machten das Orchester, wozu die Mädchen die Castagnetten schlugen. Die siebente der Tänzerinnen stand im Hintergrunde, ihre Hände gleichfalls in den Schleier gewickelt, unbeweglich. Ihr schlanker Wuchs, das Ebenmaaß ihrer Glieder, welches die knapp anschließende Kleidung sichtbar machte, fiel mir auf. Jetzt warfen zwei der Mädchen ihren Schleier zurück, die Musik begann und mit ihr der Tanz der beiden, in tausend künstlichen Wendungen; nun tra-

ten die vier andern vor und die drei Paare tanzten mehrere Nationaltänze mit großer Kunst; endlich ermüdet zogen sie sich zurück, und die siebente trat in die Mitte, ihre Arme entwickelten sich dem Schleier, sie schlug diesen zurück und vor mir stand — keine schwarze Schöne, nein — ein weißer Engel mit einem Profil, das nur Griechenland oder Italien erzeugen konnte. — Sprachlos starrte ich in die Fülle dieser Reitzen. — Die Musik begann von neuem. Halt! rief ich: Weib, wo hast du dieses Mädchen her?

Mit zufriedner Miene über den Beifall, den ich dem Mädchen zollte, trat die Aufseherin zu mir und sagte: Schon blühte der Pisang eilfmal, seitdem ich Zulma mein nenne.

Ich. Sie ist eine Europäerin?

Das Weib. Eine liebliche Blume vom Ganges!

Ich. Unmöglich! Sag Zulma, wo wurdest du geboren?

Zulma. Allah und sein großer Prophet segne dich Herr! und auch deine Dienerin,

die dir deine Frage nicht beantworten kann, indem sie es selbst nicht weiß!

Wie die sanftesten Flötentöne schallte ihre Stimme mir zu.

Wer übergab dir das Mädchen? fragte ich das Weib.

Das Weib. Vier Reisernten war Zulma alt, als ich sie für zehn Pagoden von einem aus der niedrigsten Kaste der Indus kaufte.

Ich. Das Kind hat der Kerl gestohlen! Du sagtest vorher, du hättest deine Mädchen vor dem Gouverneur von Calcutta tanzen lassen, hat dieser nichts über Zulma gesagt?

Das Weib. Er nichts, aber seine Sultanin wollte Zulma bei sich behalten, da verließ ich heimlich Calcutta, weil ich sie mehr wie meine Tochter Fatime liebe, die dort steht.

Ich schwieg; Zulma tanzte, kaum berührte ihr schöner Fuß mit bunten Sandalen geschmückt, den Boden; unbeweglich war mein Blick auf diese irrdische Terpsichore geheftet, vor der Vestris und Vigano, die ich beide

tanzen gesehen hatte, nur armselige Stümper waren. Sie endete, ergriff das Tambourin des einen Mohren, und schritt mit gesenkten Augen und mit einer Schamröthe auf ihren Wangen, die mir deutlich sagte: schwer fällt es meinem Herzen, so meinen Unterhalt suchen zu müssen, auf mich zu.

Ungezählt warf ich eine Handvoll Silber Fanams, halbe und ganze Ruppien auf das Tambourin; und bat die Aufseherin mit allen Bajaderen zu Gast. Bei dem Weibe des Sergeanten vom Fort bestellte ich einen Pillau mit jungen Hühnern, Fische und Früchten, und ließ sogleich aus meinem Vorrathe eine Chokolade machen. Bis dieses bereit wurde, packte ich aus meinem Flaschenkeller zwei Flaschen Madeira aus, wir setzten uns unter einer Gruppe schattigten Tamarinden-Bäume, Zulma an meiner Seite, und tranken hier den goldnen Rebensaft, den sich die Alte und ihre Küchlein trotz Mahomeds Verbot wohl schmecken ließen. —

Zulma wurde zutraulicher; sie sprach einige Worte englisch. Als ich sie fragte, wo-

her sie dieses erlernt habe? sagte sie: in ihrer zarten Kindheit hätte sie diese Sprache oft gehört, aber wo und von wem, wüßte sie sich nicht zu erinnern. Dieß bestärkte mich immer mehr, daß sie wenigstens von europäischem Abstamme sei. — Ich fragte sie weiter, ob sie gar nichts mehr aus ihrer Kindheit sich bemerkt habe. Nur das, antwortete sie: daß ich oft auf dem Schooße einer geputzten weißen Frau gesessen und Früchte von ihr erhalten habe; und daß mich ein schwarzes Mädchen oft auf dem Arme in einem großen Garten umhertrug; das Mädchen hieß Zulma, denn, als ich zu unserer Aja kam, rief ich oft diesen Namen, und erhielt denselben von ihr; auch kömmt mir vor in einem großen Hause gewesen zu seyn, wo viele weiße Soldaten waren.

Armes Kind! rief ich, du bist deinen Eltern geraubt worden, die vielleicht noch um dich weinen! und Thränen flossen aus den schönen Augen Zulmas über ihre Sammetwangen mit den schönsten Rosen und Lilien geschmückt. —

Bist du in deinem Stande glücklich? fragte ich die Holde, als die Aja sich einige Schritte von uns entfernt hatte.

Nein! lispelte sie. — Doch ist die Aja gut, und schützt mich immer vor der Zudringlichkeit der Großen, vor welchen wir tanzen. Auch liebt sie mich, sie hätte mich schon um viel Geld in manchen Harem verkaufen können, aber da sie weiß, daß ich dort vor Gram sterben würde, so hat sie alles Geld ausgeschlagen.

Jetzt war es fest bei mir beschlossen, Zulma zu retten, es koste was es wolle. Da mich die Aja gebeten hatte, unter meinem Schutz, da ich nebst meinen acht Baldachinträgern und meinem schwarzen Bedienten noch drei Segapos zur Bedeckung bei mir hatte, die Reise bis Hydrabad machen zu dürfen, welches noch sechs Märsche von Ongole entfernt war, so hatte ich Zeit einen Plan auszudenken.

Nach dem Essen wanderte ich noch mit Zulma und Fatime um die Gegend des Forts umher. Da erblickte ich das gute Herz des

Mädchens; eine Frau mit vier Kindern, sie mit wenigen Lumpen bedeckt, die Kinder nackt, saß bei einer Quelle, und speiste mit wenigen Körner Reis die Kleinen, ohne ein Korn davon zu genießen. Sie kam aus dem Felde, ihr Mann ein Segay, war gegen den Rebellen Ameer Chan bei Husingabad geblieben, und sie war auf dem Wege nach Tanjour, ihrer Heimath. Mit einer Ruppie (1 fl. 12 kr.) hatte sie schon den Weg von 250 englischen Meilen zurückgelegt, und heute für Reis den letzten Fanam ausgegeben. — Zulma schauderte bei der Erzählung des Weibes. Flehend erhob sich ihr Blick zu mir. — Ich verstand ihn — wer hätte auch einen solchen Blick nicht verstehen wollen? — ich gab ihr zwei Ruppien in Fanams. Eine Thräne des Dankes wurde in ihrem Auge sichtbar, sie eilte zu dem Weibe, gab ihr das Geld, und rief: Hier, nimm Schwester! Sie küßte die Kinder, und wandelte lange still in Gedanken vertieft an meiner Seite.

Eine Weile überließ ich sie ihrem stillen Gefühle, dann fragte ich: Zulma, was denkst du?

An die arme Frau mit ihren Kindern! und dankte Allah, daß du Herr ihnen das Geld schenktest. Ich hatte keinen Casch, auch Fatime nicht; hätte ich nichts geben können, so hätte ich die Nacht geweint, und auch morgen wär Zulma nicht fröhlich gewesen. Wie gut für mich, wie gut für das Weib war es, daß du Herr bei uns warest. Du bist gut. Möge Allah dich und deine Weiber und Kinder segnen!

Auch du bist gut Zulma. — Noch hab' ich kein Weib, keine Kinder. Nur ein Weib theilt bei uns des Mannes Liebe.

Nur ein Weib? o das ist schön! Also hast du keinen Harem?

Nein Zulma! das verbietet unsere Religion. Nur ein Weib darf der Mann sein nennen, die theilt dann bis zum Grabe Freud und Leid mit ihm.

O wie wollt' ich: rief sie — stockte, erröthete und warf geschwind ihren Schleier über; ich bat sie ihn wieder zu heben, sie that es, und noch thronte die Schamröthe der Unschuld auf ihrem Antlitze. —

Könntest du mir gut seyn, Zulma? fragte ich.

Ich bin dir gut! sagte sie mit holder Stimme: Du gabst mir ja Geld für das arme Weib und ihre Kinder! ich liebe dich, wie Aja und Fatimen!

Hast du sonst niemand lieb?

Alle meine Schwestern!

Wir kamen ins Fort zurück, ich räumte das Chaultry für die Aja und die Mädchen, und legte mich in meinen Baldachin vor dasselbe. Der Schlaf floh mich — ich fühlte, daß ich Zulma liebte. Plane durchkreuzten mein Gehirn, noch war kein Entschluß bei mir gereift; als schon die Träger erwachten und Feuer zum Frühstücke anmachten. Ich verließ mein Lager und befahl meinen Jacob Thee für uns alle zu machen. Jetzt trat ich in die Thüre des Chaultry, alles schlief; in einem Winkel auf Matten mit Decken belegt, lag Zulma neben der Aja, ich weidete mich an der schlafenden Unschuld einige Minuten, nahm dann meinen Ossian und ging den Bäumen zu, wo ich Abends mit Zulma gesessen. Bald erschien die Holde, im einfachen

weißen Kleide, ohne Flitterstaat, nur ein Kranz von wilden Rosen zierte ihren Scheidel, von dem in langen Flechten das schwarzbraune Haar tief herabfiel. Wie eine Grazie schwebte sie daher und bot mir einen guten Morgen, ich küßte ihre Stirne, erröthend trat sie zurück.

Zürnest du Zulma?

Nein, Herr! aber küssen sollte mich nur mein künftiger Gatte!

Und wenn ich nun dieser wäre?

Ein tiefer Seufzer war ihre Antwort, da kam die Aja mit den andern Mädchen und bald hernach das Frühstück. Nach diesem brachen wir auf — sie hatten einen Wagen mit zwei Büffeln bespannt, der sie alle und ihre Haabseligkeiten fuhr — ich bat Zulma meinen Baldachin an, den sie endlich mit der Erlaubniß der Aja einnahm; Fatime und ich gingen nebenher, bald wechselte sie mit dieser, und nun ging sie traulich Hand in Hand mit mir; weit war der Wagen und der Baldachin voraus, nur mein Jacob, der unsere Flinten trug, war neben uns. — Hier ge-

stand ich ihr meine Liebe, und bat um die ihrige. Mein Vorsatz war fest, Zulma sollte die meinige werden. Ich schwur ihr dieses, und sie sank in meine Arme, der Bund war geschlossen. — Ich that ihr den Vorschlag sogleich bei mir zu bleiben, und in Hydrabad sollte ein Priester sie in unsrer Religion belehren; aber zuvor sollte sie mein Weib werden. Sie willigte ein, nur sollte ich Fatimen bereden bei ihr zu bleiben. Ich rief den Trägern zu halten, Fatime stieg aus und Zulma nahm ihren Platz ein. Es kostete mich wenig Mühe jene zu bereden bei ihrer Freundin zu bleiben, sie liebte sie mehr als Schwester. Gern wollte sie ihre Mutter und ihre andern Gespielinnen verlassen, denn auch sie haßte wie Zulma ihre seitherige Beschäftigung.

Aber schwer war es die Aja zu täuschen, hätte sie mein Vorhaben bemerkt, sie würde alles aufgeboten haben, es zu vereiteln, welches ihr leicht geworden seyn würde, da alles weit und breit von muhamedanischen Mohren bewohnt war, die ihr zur Hälfte sicher beigestanden

standen hätten. — Ich beschwur daher Fatime und dann Zulma, sich ja nichts merken zu lassen. Sie versprachen es heilig; und nun wurde mein Jacob mit ins Geheimniß gezogen. Dieser schaffte bald Rath. Er wollte sich krank stellen und ich sollte daher im ersten Nachtlager einen verhängten Touly für ihn miethen, dieser sollte nebst den Trägern noch am Abende bereit seyn; so bald die Nacht angebrochen seyn würde, sollten Zulma mit Fatime ihn besteigen, ich meinen Baldachin, und so sollten wir statt direkte nach Hyderabad, links über Bellary und Gouty gehen, diesen Weg würde uns Niemand folgen. Die drei Segayos, die Muhamedaner waren, sollte ich unter einem Vorwande zurücksenden. Der Plan wurde von uns dreien gebilligt, und sobald wir unsern Marsch, den ich mit Fleiß, kurz machte, vollbracht hatten, so war der gute Jacob plötzlich sterbendskrank. Der Cutwall — Schulze — des Ortes mußte mir gegen Zahlung sogleich einen Touly nebst Trägern verschaffen, die auch noch vor Sonnenuntergang eintrafen, obgleich die Aja den

Wagen für Jacob angeboten hatte. — Die Segayos schickte ich zurück, die herzlich froh waren nicht bis Hyderabad gehen zu müssen, sie assen eiligst ihren Reis und verließen mich sogleich unter tausend Danksagungen.

Jetzt packte ich Wein aus, unter eine Flasche schüttete ich Arrack aus Battavia, ließ mich mit der Aja ins Gespräch ein, und trank ihr fleißig zu; bald äusserte sich bei ihr die Wirkung des ihr ungewohnten Getränkes, sie bat um Erlaubniß schlafen zu gehen, sie ging und bald folgten ihr die fünf Mädchen nach; nur Zulma und Fatime blieben zurück. Beide weinten jetzt um die nahe Trennung, ich sprach ihnen Muth zu. Jetzt rief ich die Träger, versprach jedem noch eine gute Belohnung über ihrem Lohn; Zulma bestieg den Baldachin, Fatime den Touly, ich und Jacob mit Flinten und Pistolen versehen, folgten zu Fuße, und fort ging es in die finstere Nacht hin. Die Nacht wich endlich der Morgenröthe, wir befanden uns auf einer unübersehbaren Haide, mit wildem niedrigen Gebüsche besäet, über welches nur hie und da ein

einzelner Mongosenbaum sich erhob. Im Sande erblickte ich viele Spuren von Tigern und Hyänen; die Träger des Toulys, die voran gingen, hielten plötzlich stille, sie gestanden den Weg verfehlt zu haben, und sich in einer Haide zu befinden, die wegen Raubthieren höchst berichtiget sei. Sie wurden ängstlich und wollten den Touly im Stiche lassen und die Flucht ergreifen. Hier galt es einen Entschluß, denn auch die Träger des Baldachins wurden dadurch geschreckt. Ich winkte meinem Jacob, dieser verstand mich, nahm seine Doppelt-Flinte und drohete jeden sogleich niederzuschießen, der einen Schritt nur seitwärts treten würde, ich that desgleichen bei den Trägern des Baldachins, nahm meinen Sack-Compaß und fand daß wir zu weit nach Westen gekommen waren. Ich ließ daher nach Nordwest zu Nord queer über die Haide einbiegen. Im Schatten einiger Bäume ließ ich anhalten, und theilte eine Flasche Rum unter die Träger aus. Zulma und Fatime nahmen Erfrischungen, und die Reise ging weiter. Erst um drei Uhr Nachmittags

erreichten wir einen gebahnten Weg und verfolgten diesen. Bald erblickten wir ein Dorf und ich beschloß hier zu übernachten. Ein elendes Chaultry nahm uns auf, ich ließ einkaufen was im Dorfe zu haben war, theilte den Trägern Reis aus, und gab ihnen einen Hammel, den ich für zwei Ruppien kaufte; für uns fanden wir Hühner, Eier und Früchte, wir assen und gingen früh zur Ruhe. Zulma mit Fatime schliefen im Touly, und Jacob und ich bewachten wechselweise die Träger, denen ich noch nicht ganz traute. Meine Furcht deßwegen war vergebens, keiner fehlte am Morgen, und wir setzten unsern Weg weiter fort. Am dritten Tage erreichten wir Bellari. Hier schickte ich die Träger mit dem Touly zurück, und miethete einen andern bequemern. Ohne Abentheuer kamen wir nach Hyderabad, wo schon ein Haus für mich, durch die Fürsorge eines Freundes eingerichtet war. Am dritten Tage nach unsrer Ankunft ward Zulma mein Weib. Ein Prediger, der als Missionär nach Indien gekommen war, lehrte meine Gattin die Kenntnis-

se der christlichen Religion, und fand eine fleißige Schülerin an ihr. Bald war ich im Stande sie überall aufzuführen, und ihrer Farbe, ihres Anstandes nach suchte niemand in ihr die ehemalige Bajadere. Sie wurde von jedermann bewundert und geliebt, und verdiente jedermanns Liebe. Ich war glücklich.

Auch Fatime nahm Unterricht in der christlichen Religion; schon nach zwei Monaten waren beide hinlänglich darin belehret, und nun, da man ungewiß war, ob Zulma getauft sei, ließ ich zur Taufe der Beiden Anstalt machen. Die Gemahlin des englischen Consuls, Lady Mackintosch und Miß Arrabella, die Tochter des Obersten Taylor standen zu Gevatter. Zulma ward der jetzigen Königin nach, Caroline, Fatime Arrabella genannt. Nun ließ ich mich förmlich und öffentlich mit Carolinen trauen. —

Die Aja war nicht nach Hyderabad gekommen, und Bella ihre Tochter, die mehr Freundin als Dienerin meiner Frau war, vermißte sie auch wenig. Beide hatten, bei

ihren reinen Stimmen, Anlagen zum Singen, und liebten Musik, sie nahmen Unterricht darin. Caroline wählte das Klavier und Bella die Harfe. Die übrige Bildung meines Weibes übernahm ich, unermüdet war ich im Lehren, unermüdet sie im Lernen. Die Liebe macht ja alles leicht!

In einem Jahre konnte Caroline ohne Scheu im Zirkel der gebildetsten Welt erscheinen. Ihre Vernunft war rein, ihr Witz scharf, ohne beleidigend zu seyn. Sie las die besten Dichter Englands, und verstand sie gründlich; und Bella, obgleich nicht von gleichen Fähigkeiten, ersetzte diesen Mangel durch einen unermüdeten Fleiß. —

Ich bekam nach einem Aufenthalt von zwei Jähren in Hyderabad eine Stelle bei dem Conseil in Calcutta, und mußte dahin abgehen. Schmerzlich war uns der Abschied von unsern dortigen Freunden, sie hatten meiner Gattin und mir viele Liebe und Freundschaft erzeugt. — Zu Cattack in der Provinz Orixa, wo wir einen Tag von unsrer Reise ausruhten, ging ich allein zum dortigen Com-

mandanten, während mein Weib in Bellas Begleitung in unserem Zelte, das ich vor dem Orte aufschlagen ließ, verweilte. Als ich nach dem Essen dahin zurückkehren wollte, sah ich einen Trupp Bajaderen und die Aja, Bellas Mutter in ihrer Mitte; ich rief sie; kaum meine Stimme vernehmend, stürzte sie auf mich zu: Herr! bei Allah und seinem Propheten! wo ist Zulma, wo ist meine Tochter Fatime? rief sie und sank flehend vor mir nieder. —

Beide sind wohl und glücklich, sagte ich; du sollst sie sehen, wenn du mir versprichst vernünftig und ruhig zu seyn!

So ruhig erwiederte sie, als eine Mutter seyn kann, die ihre verlornen Töchter wieder in ihre Arme schließt! — Ich nahm sie also mit und der Zug von neun Bajaderen, worunter sich noch drei Gespielinnen von Zulma und Fatimen befanden, folgte; so kamen wir vor das Zelt an, und meine Gattin und ihre Freundin flohen der Aja in die Arme. — Thränen der Freude flossen, und rührend sah ich dem Schauspiele zu. — Jetzt kam es zur

Erläuterung, man erzählte, fragte und antwortete, lange sprach die Mutter heimlich mit ihrer Tochter, dann ergriff jene meine Hand und sagte: Fatime ist glücklich, sie sagt es, und ich sehe es; du Herr hast sie zu dem gemacht, wozu ich sie nie machen konnte, sie ist jetzt ganz dein, mache ferner mit ihr wie dir es für gut dünkt, nur trenne sie nie von deiner Zulma!

Vielleicht sehe ich sie heute zum letztenmal — sie ist freilich eine Christin, aber der Segen, den ihre Mutter von Allah über sie erfleht, wird ihr doch fruchten! Allah segne dich und sein Prophet meine Tochter! Auch dich Herr! liebe immer deine Zulma, sie ist gut, eine schöne Blume im Garten Alis, sie verdient deiner Pflege.

Da kam Bella aus dem Zelte zurück, auf ihrem Arme ruhte Carolinens Sohn, jetzt acht Monate alt, sie reichte ihn der Mutter, deren Freudenthränen ihn benetzten.

Schüchtern nahten sich die drei ehemaligen Gespielinnen, da umarmte sie Caroline, küßte sie und dankte ihnen für ihre ehemalige

Freundschaft. — Ich bat alle unter meinem Zelte zum Nachtmahl, beschenkte die Bajaderen, besonders die drei Bekannten, mein Weib that das nämliche und auch Bella gab ihr Schärflein; der Aja gab ich 160 Ruppien, Caroline fügte einen Ring und etwas Putz bei, und Bella gab all ihr Geld; heimlich steckte ich ihr noch einen doppelten Pagoden zu, und auch dieser wanderte in die Tasche der Mutter. — Nach dem Essen mußten die Bajaderen tanzen und sich dann bei einem Punsche wieder erquicken. Spät in der Nacht trennte man sich — unter Thränen versteht sich. Doch war Mutter und Tochter gefaßter wie ich Anfangs glaubte. —

Am andern Morgen setzten wir unsere Reise weiter fort, und kamen nach Calcutta, wo ich ein hübsches Haus mit einem schönen Garten mit den meinigen bezog.

Eines Abends ging ich mit meiner Gattin und Arrabellen spazieren; die Thüre eines Garten, kaum tausend Schritte von dem meinigen stand offen, ein großes ansehnliches Wohnhaus lag in seiner Mitte; plötzlich stand

Caroline still, und betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit das Haus und den Garten: wie ist mir! rief sie aus: hier war ich schon — ja! das ist das Haus, dieß der Garten, wo ich als Kind mich befand! — Auffallend war mir der Ausruf meiner Gattin.

Wir betraten den Garten, und der Besitzer, ein Gefäll-Einnehmer und Schotte von Geburt, trat uns entgegen, und nöthigte uns ins Wohnhaus, wo wir seine Gattin, ein junges Weib trafen.

Herzlich hieß man uns willkommen, und Carolinens Blicke schweiften umher, daß es der Mistres Ogilby auffiel.

Wohnen Sie schon lange hier? fragte ich den Hausherrn.

Bereits vier Jahre, seitdem wir aus Europa kamen!

Verzeihen Sie meine Neugierde, die ich ihnen hernach erklären will, wer bewohnte dieß Haus vor ihnen?

Ich fand es leer, es gehört dem Schiffermeister Powel; so viel ich weiß, bewohnte es

vorher ein Oberster im Dienste der ostindischen Kompagnie!

Ich sagte jezt, warum meiner Gattin der Garten und das Haus so auffiel, diese bat Mestres Ogilby ihr zu erlauben, das Haus zu besehen. Dieß geschah, wir durchgingen das Ganze, das sehr geschmackvoll meubliret war, eine kleine Eckstube zog aufs neue die Aufmerksamkeit Carolinens auf sich; sie betrachtete jeden Winkel, und stand manchmal sich tief besinnend. —

Haben Sie keine Wasserkunst in ihrem Garten? fragte sie auf einmal, wie aus einem Traume erwachend.

Ja! sagte Mistres Ogilby: gleich hinter dem Hause.

Da muß ein großer steinerner Mann stehen?

Hier! antwortete der Hausherr, und führte uns an ein Fenster im Saale, und keine zehn Schritte unter uns stand in einem Basin Neptun mit seinem Dreizack.

Das ist er! rief Caroline: Hier hat oft meine Wärterin Zulma mich hergetragen, hier

spielte ich im Grase mit Blumen und bunten Steinen! Wir gingen im Garten, auch hier zogen noch manche Parthien Erinnerungen bei meiner Gattin hervor; besonders eine Laube worin ein Amor stand, hier auch wollte sie oft gewesen seyn. Ich schwieg, nahm mir aber vor, die Sache gleich am andern Tage genau zu untersuchen.

Am andern Morgen begab ich mich, ohne Carolinens Vorwissen, zu dem Schiffmeister Powel, und fand in ihm einen alten biedern Greise. — Nach verschiedenen Wendungen fragte ich nach dem Obersten der vorher sein Haus bewohnt habe.

Sie meinen den gegenwärtigen Lord Litteltown? o das war ein Ehrenmann, und seine Lady ein Engel; sechszehn Jahre lang haben sie mein Haus bewohnt, da starb des Obersten Bruder ohne Kinder, und Sir Brougton, so hieß der Oberste damals, erbte die Güter und den Titel seines Bruders, und ging nach England zurück, wo er noch mit seiner Gattin lebt, wie ich erst vor vier Wochen erfahren habe.

Hatte der Oberste Brougton keine Kinder? fragte ich weiter. —

Einen Sohn, war die Antwort, der noch hier im Lande und Hauptmann ist, gegenwärtig in Masulipatam; und zwei Töchter, die jüngste zwölf Jahre alt, ist bei den Eltern, und die Älteste ist hier durch die Nachlässigkeit der Wärterin abhanden gekommen.

Wissen Sie nicht, wie diese Wärterin hieß?

Wohl weiß ich es! Zulma ist ihr Name; sie lebt noch hier, und ist mit einem Goldschmid verheirathet.

Nun war ich gewiß, meine Caroline war die verlorne Tochter des Lord Litteltown, den ich selbst in London hatte kennen lernen. Groß war meine Freude, aber ich verbarg sie noch, bat Master Powel mich gewiß auf den Abend zu besuchen, welches er zusagte, und nun eilte ich zu dem Goldschmide, dessen Wohnung ich mir beschreiben ließ.

Ich fand ihn in seiner Werkstatt, und fragte nach seiner Frau. Meine Lolla ist im Hinterhause, sagte er lachend; aber für euch

nicht sichtbar, sie fürchtet die Weißen und ist achtzehn Jahre alt; aber Zulma, die schon dreißigmal den Reis blühen sah, könnt ihr sprechen; hier kömmt sie, die fürchtet sich nicht, und wird euch kein Wort schuldig bleiben, denn sie spricht englisch, daß mir oft die Ohren gellen.

Zulma trat ein, und grüßte mich gleich mit einem yon are welcome Sir!

Du hast bei dem Obersten Brougton gedient? fragte ich sogleich.

Ja, Herr! sagte sie. Ihr seid doch wohl nicht sein Sohn Henri?

Nein! aber ich habe Aufträge von dem Obersten an dich; wenn du mir alles treulich sagen willst, so soll ich dir 10 Pagoden geben, hier sind sie, wofern du aber mir die Wahrheit nicht sagst, so mußt du in die Goal wandern, ich gehöre hier zum hohen Rath, und bin befehligt dich zu verhören.

Ha, ha! rief ihr Mann: Jetzt Zulma setz dein englisch Mundwerkzeug in Bewegung! es wird wohl die kleine Miß betreffen.

Ja, diese betrift es, erwiederte ich. Sage mir, Zulma, wie ist die Kleine abhanden gekommen?

Herr! rief Zulma: ich habe schon damals die reine Wahrheit gesagt, und Allah weiß es, ich kann nichts weiter zusetzen.

So erzähle mir jetzt die Sache noch einmal.

Ich war mit der kleinen Miß Emili eines Abends im Garten am Hause, die kleine Pforte, die von da nach der Straße führt, war offen, sie wollte dahinaus um die Soldaten zu sehen, die eben vorbeizogen, ich that ihr den Willen, setzte mich vor den Garten und die Miß neben mich, da kam eine Freundin von mir, wir kamen ins Gespräch, und ich entfernte mich mit ihr um die Ecke des Gartens, als ich zurückkehrte war die kleine Emili nicht da, ich glaubte, sie sei im Garten zurückgelaufen, eilte dahin, aber sie war fort, und alle Nachforschungen wegen ihr waren vergebens. —

Hatte das Kind kein Merkmal an seinem Körper? fragte ich. —

Einen kleinen braunen Leberfleck unter dem linken Arm, kaum so groß wie ein Reiskorn, sonst war sie am Körper so rein wie die erste Houri in dem Paradies des Propheten.

Gut, Zulma! Hier sind die zehn Pagoden; aber du mußt heute Abend zu mir ins Haus kommen, dort sollst du deine längst verlorne Emili wieder sehen.

Allah sei gelobt! Ist sie gefunden? nun will ich gern sterben, nur dieses war noch mein Wunsch!

Vergnügt eilte ich nach Hause; es blieb mir kein Zweifel mehr, Caroline oder vielmehr Emilie war die Tochter des Lord Litteltown. — Ich bat meine Gattin mir ihren linken Arm ganz zu entblößen, nach langem Zögern that sie es mit einer deutschen Schamröthe, und ich fand das kleine Maal.

Was würdest du fühlen, theure Caroline, sagte ich zu ihr, wenn du deine Eltern, einen Bruder und eine Schwester finden würdest?

Schon ist dein Weib überglücklich in deinem Besitz, aber sollte noch dieser Zuwachs meines Glückes mir beschert werden, o dann —

Sie konnte vor Empfindung nicht weiter sprechen, und ich schloß sie liebevoll an mein Herz. —

Am Abend kam Zulma, ich führte sie zu Carolinen, Zulma blickte auf, stürzte zu den Füßen meines Weibes und rief: Sie ist es; es ist Miß Emilie!

Erschrocken fragte meine Gattin: Was willst du Weib? — stehe auf! wer bist du?

Ich bin Zulma, schluchzte sie. O Miß verzeiht!

Zulma! rief Caroline, die Wärterin meiner Kindheit! Gott! Meine Eltern! wo sind sie? Eduard! wo finde ich sie?

Gedulde dich liebes Weib, erwiederte ich, du wirst sie sehen, sie leben, ich selbst kenne deinen Vater, ich führe dich in ihre Arme — die lang vermißte Tochter an das Herz ihrer Mutter!

O Bella! Bella! ich habe einen Vater — eine Mutter — meinen Eduard und dich —

und hier verbarg sie ihr thränenschweres Auge in dem Busen ihrer Freundin.

Da trat der alte Powel ein, sie blickte auf — er stand dicht vor ihr.

Täuschen mich meine Augen! rief der Greis: Gott, das ist Lady Brougton! Nein, nicht möglich! Jetzt erblickte er die noch immer kniende Zulma — Ha! das ist Miß Emilie — die längst Vermißte!

Ja! rief ich, es ist Emilie, Lord Littelstowns Tochter; theures Weib, umarme einen Freund deines Vaters!

Und sie eilte in des Greises Arme.

So war Lady Brougton — fast noch schöner ist Emilie — o wie werden sich die guten Eltern freuen, und ihr Bruder, der brave Henry! so sprach der Greis; und ich erzählte.

Als ich geendet hatte, sagte Powel: Sie müssen mit ihrer Gattin das Haus wieder beziehen, wo sie geboren ward. In einem Monat ist Mästers Ogilby's Zeit aus, und gäbe er mir tausend Pagoden des Jahres, er muß ausziehen, und Sie ziehen ein.

Ich bat, Mäster Ogilby nicht zu verdrängen, allein es half nichts, ich mußte dem guten Alten nachgeben.

Meine Gattin beschenkte Zulma, und sie mußte versprechen, ja recht oft sie zu besuchen. Powel blieb zum Nachtessen, und hatte sich aus Freuden ein Räuschgen getrunken, ich ließ ihn in meinem Baldachin nach Hause bringen.

Jetzt vermißte ich meine Gattin, ich fand sie kniend in ihrem Schlafzimmer, sie lag vor dem Bilde des Gekreuzigten, und dankte Gott für ihr Glück. —

Fromme, gute Seele! ich küßte den Engel, und schrieb sogleich an ihren Bruder, womit ich noch in der Nacht einen Eilboten nach Masulipatam abfertigte.

Ich hatte meiner Caroline, die ich jetzt Emilie nannte, gesagt, daß ich sie künftiges Jahr nach England zu ihren Eltern führen wollte; daß ihr Bruder im Lande war, hatte ich verschwiegen. Wir machten schon Pläne zu der bestimmten Reise — ich wollte unsern kleinen Georg zurücklassen, dagegen sträubte

sich das Mutterherz. Bella rief: dann laßt auch mich zurück! ohne das Kind gehe ich nicht, wer sollte es auch hier pflegen, wenn ich es nicht in deiner Abwesenheit thun würde, Emilie!

Siehst du! die ist nicht Mutter, und ich soll mein Kind verlassen!

Er soll mit! sagte ich: aber wenn er auf der Reise erkrankte?

Da schauderte die Mutter, aber Bella sagte: ich will ihn pflegen! Und ihn mitzunehmen ward förmlich beschlossen.

So saßen wir eines Morgens, Emilie den Knaben auf dem Schooße, ich und Bella an ihrer Seite, da eilte ein junger, mir völlig unbekannter Offizier durch den Garten, dem Hause zu. An Emiliens Bruder dachte ich nicht; denn der Bote konnte erst in vier Tagen von Masulipatam zurückkehren. Eben übergab mein Weib unsern Sohn an Bella, die sich keinen Augenblick von dem Kinde trennen wollte, als der Offizier eintrat; er blieb am Eingange stehen — seine Züge waren jene meines Weibes, nur im stärkern

männlichen Abrisse, es war Henry Brougton mein Schwager — eben wollte ich ihm in die Arme eilen, als er ausrief: Ja, ja! Du bist es! Du bist die längst beweinte Schwester — Ebenbild unsrer theuern Mutter! Komm an die Brust deines Bruders!

Mein Bruder! meine Schwester! und sie lagen sich in den Armen. Ich schloß mich an die schöne Gruppe, und theilte mit ihnen die überströmte Zärtlichkeit; lange standen wir sprachlos, bis endlich sich das Gefühl in Worte auflöste. Eben stand ein Schiff in Masulipatam bereit nach Calcutta abzusegeln, als der Boote mit meinem Schreiben an meinen Schwager dort ankam, dieser nahm eiligst Urlaub, ging an Bord, und trieb durch große Versprechungen den Kapitän sogleich die Anker zu lichten und abzusegeln, und daher seine so frühe Überraschung. — Henry Brougton war vier Jahre älter als Emilie, ein edler junger Mann, der bald mein Herz gewann; da er der einzige Sohn des Lords Litteltowns war, so beschloß er jetzt den Willen seines Vaters zu folgen, seine Dienst-

entlassung vom Militär zu nehmen, und nach England zu gehen. Es wurde also festgesetzt, daß ich Urlaub nehmen sollte, und daß wir sämmtlich nach der Masoon, die eben eintrat, nach Europa abgehen wollten. Da ich einen andern stellte, der meinen Dienst einstweilen versah, so erhielt ich leicht auf zwei Jahre Urlaub, und mein Schwager seine Entlassung. Da jetzt die Masoon eingetreten war, und uns das Wetter ohnehin verbot unser Haus zu verlassen, so lebten wir allein für uns und träumten uns oft schon nach England, dem Emilie durch Henrys und meine Beschreibung täglich sehnsuchtsvoller entgegen sah, um ihre Eltern, — deren Portrait sie in einem Medaillon von ihrem Bruder erhalten hatte, und auf ihrem Herzen trug — umarmen zu können. Der alte Powel und Zulma besuchten uns fast täglich, und wir waren zur Reise völlig bereit, als im Februar die Mansoon endete, und die Schiffe nach Europa abzusegeln sich anschickten. Für 500 Guineen nahm der Kapitän B. Richardson mich mit den Meinigen, mein Weib, Henry, Bella,

den kleinen Georg nebst vier Domestiken an Bord seines Schiffes, der Albion genannt, und wir segelten nach Madras ab, wo mehrere Schiffe zu uns stießen und so eine Flotte von vierzehn Segeln bildeten, die bei dem schönsten Wetter nach Verlauf von sechs Wochen, das Cap der guten Hoffnung erreichte. Hier wurde vierzehn Tage verweilt, und ich bezog mit den Meinigen ein Haus, bis zur Abreise in der Kapstadt. —

Die Flotte — drei Tage nach uns trafen noch zehn Schiffe von Canton in China ein — machte hier alles lebhaft; Lustbarkeiten folgten einander ununterbrochen, woran wir an den meisten Theil nahmen, und endlich unter Bedeckung zweier Fregatten und eines Dreideckers unsere Reise mit 30 Schiffen nach St. Helena fortsetzten.

Am fünfzehnten Tag erblickten wir in grauer Ferne einen schwarzen Punkt, es war jene Insel, und ich bat den Kapitän mehrere Segeln beizusetzen, damit wir zuerst vor Anker gehen könnten, um noch ein Quartier, welche, wenn eine Flotte dort ankömmt, rar

und theuer sind, erhalten zu können. Er erfüllte meine Bitte, und wir waren das zweite Schiff, welches den Anker fallen ließ. Sogleich schickte ich nach der Stadt, und ließ dort ein Haus für uns auf sechs Wochen — so lang verweilte die Flotte hier — für 60 Guineen miethen. — Am Abend gingen wir ans Land. Noch waren wir alle gesund, Bella ausgenommen, die etwas an der Seekrankheit gelitten hatte. — Auch hier gab es des Vergnügens genug, und überall erntete meine theure Gattin alles Lob, das sie auch reichlich verdiente. Der Gouverneur war ein Freund des Lord Litteltowns, und er bezeugte uns mit seiner Gattin, während unsres Hierseins alle Freundschaft; oft waren wir bei ihm auf seinem reitzenden Landhaus, das er drei Meilen von Jamestown bewohnte.

Auch hier fanden wir noch einige Schiffe, die sich an uns anschlossen, und glücklich sahen wir nach sechs Wochen, nach unsrer Abfahrt von St. Helena, die Kreiden-Ufer Englands. — Wir betraten das Land, Henry eilte voraus, um seine Eltern, die im nörd-

lichen Theile lebten, auf Emiliens Erscheinung vorzubereiten. In London sollten wir seine Rückkunft erwarten, wo wir dann sogleich nach Brougtonshall abgehen wollten. Einen treuen Bedienten und meinen guten Jacob, der mir aus seinem Vaterlande gefolgt war, ließ ich bei unsren Sachen, und wir fuhren nach London ab, wo uns ein Hotel in Portmannssquare aufnahm. Eiligst besuchte ich einige Freunde, um sie an meinem Glück Theil nehmen zu lassen; während Emilie zu Haus unter Bellas Vorsitz mit Hülfe von Schneidern und Putzmacherinnen ihre Kleidung nach der Tages-Mode von London umschuf und vermehrte. Mit Sehnsucht erwarteten wir meines Schwagers Rückkehr. Am vierten Tag nach unsrer Ankunft befanden wir uns im Theater von Covent-Garten, als ich in einer Loge ein junges Frauenzimmer bemerkte, dessen Gesichtszüge mir höchlich auffielen, sie hatte viele Ähnlichkeit mit Emilien. Sollte das ihre Schwester Marie seyn, dachte ich, und ging sogleich Erkundigung einzuziehen. Man sagte mir, sie

und ihre Begleiterin seien Kostgängerin in einem Erziehungsinstitute in der Straße Bedfort, aber ihre Namen konnte man nicht angeben. Nach dem dritten Akt sah ich, daß sich beide entfernten; ich eilte nach, und holte sie am Ausgange des Schauspielhauses ein.

„Habe ich die Ehre, Miß Marie Brougton zu sehen?“ redete ich sie an. —

Lord Litteltowns Tochter? Ja, mein Herr!

So muß ich bitten, daß Miß Marie mir erlaubt, morgen früh eine Freundin bei ihr aufzuführen!

— Mit vielem Vergnügen! sagte sie, und bezeichnete mir ihre Wohnung, ich begleitete sie zum Wagen, und eilte zu meiner Gattin zurück.

Am andern Morgen bat ich Emilien mit mir zu fahren, um eine englische Pensionanstalt für junge Frauenzimmer zu besehen; sie willigte ein, und wir fuhren nach Bedfortstreet. Miß Marie mit einer Aufseherin empfing uns im Besuchzimmer, ich stellte ihr meine Frau vor. Beide sahen sich an. Emilie! umarme deine Schwester Marie! sagte

ich — und freudig breitete diese ihre Arme aus.

Marie wich erstaunt zurück. Schwester? sagte sie. —

Ja, deine Schwester Emilie, die längst Verlorne, bittet dich um deine Liebe, Marie! sprach mein Weib mit Thränen — da stürzte Marie in ihre Arme. O du lang Vermißte, um die ich manche Thräne vergoß — obgleich ich dich nie kannte — sei willkommen am Herzen der Schwester, die dich ewig lieben wird — auch sie fleht dich um deine Liebe. So rief die dreizehnjährige Marie. Lange hielten sich beide umarmt; rührend war die Scene, auf die Engel von oben mit Freuden lächelten.

Marie fuhr mit uns und ich legte der jungen Tante ihren Neffen in die Arme, auf welche neue Würde sich die gute Kleine recht brüstete.

Auch Bella fand ihren Beifall und bald hatte sie uns alle mit ihrem muntern Witz angesteckt. Ich beschloß sie mit nach Broughtonshall zu nehmen, und bat darum bei der

Vorsteherin der Pensionsanstalt um Erlaubniß, die ich gleich erhielt, und Marie blieb von diesem Augenblicke an bei uns. Am siebenten Tag kam Henry — wir waren alle beisammen. — Kommt! rief er, kommt eiligst mit mir, der Wagen hält vor der Thüre!

„Wer ist denn der Brausewind?“ rief Marie. — Ha! du Henry! Kennst du Schwester Marie noch? Er hob sie auf, in seine Arme und trug sie dem Wagen zu, indem Emilie, die Nähe ihrer Eltern ahnend mit hochschlagendem Busen, mit Marie und Bella, die den kleinen Georg trug, Platz nahm, ich und Henry folgten in einem Miethwagen.

In Hanoversquare hielten wir an dem Hause des Lord Litteltowns; der Haushofmeister empfing uns, und kündigte uns die Ankunft seiner Herrschaft längstens in einer Stunde an. Henry glaubte sie schon hier, er war zu Pferd den Eltern vorausgeeilt, die keine Stunde länger von ihrer wiedergefundenen Tochter getrennt seyn wollten, und gleich nach seiner Nachricht von Emiliens Wiederfinden, nach London geeilt waren. Emilie

mußte sich setzen, ihr Gefühl war zu sehr gespannt, und es war mir lieb, daß meine Schwieger-Eltern noch zwei Stunden verweilten; bis dahin hatte sich meine Gattin gefaßt. —

Sie kamen, Henry und ich empfingen sie am Wagen. Wo ist mein Kind, wo ist meine Emilie? rief die Mutter — und die Glückliche lag an der Brust ihrer Eltern.

Adelheid und Adolph.

Adelheids Mutter war gestorben; sie brauchte nur, um als ein Engel in Himmel zu kommen, ihren Körper abzuwerfen; sie war eine treue, zärtliche Gattin ihrem Manne gewesen, der ihr vorhergegangen war, eine wahre Freundin, und die beste Mutter ihrer einzigen Tochter. Nur die Sorge um das Wohl ihrer Adelheid machte ihr die Scheidestunde schwer; denn dieses Mädchen — jetzt sechszehn Sommer alt, und schön wie Aurora; in den Zügen ihres Gesichts, war die hohe stille Ruhe einer griechischen Antike abgedruckt, sie alle waren weich, wie ihre Seele, und doch gaben die runden Bogen der Augenbraunen, über den offnen, ruhigen, dunkelblauen Augen dem Gesichte eine Majestät, mit vollem Munde, den zwei Reihen der schönsten

Zähne zierten, mit den hohen Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen — dieses Mädchen stand jetzt allein, ohne Führerin, ohne einen treuen Rathgeber in einer großen Residenzstadt, wo die Verführung eines Mädchens Galanterie war, und als eine Kleinigkeit, die zum Tone der Männer gehört, geachtet wurde.

Zwar hatte sich ihr Onkel, der General von Rosen, selbst zu ihrem Vormunde angeboten, und seine Schwester, Adelheids Mutter, kannte ihn, wie die ganze Welt, als einen rechtschaffnen Mann. Aber konnte der rauhe Krieger ein solches Mädchen so berathen, so leiten, wie es die Mutterhand würde gethan haben? Dieses war die Sorge der Mutter, von deren Grab jetzt die verwaiste Adelheid zurückkehrte. —

Ein prächtiger Reisewagen mit vier Isabellen stand vor der Thür ihres Hauses; er hatte ihren Onkel, der aus einer entlegnen Provinzstadt herbeieilte, seine Schwester noch einmal hier zu sehen, so eben gebracht. Mit väterlicher Liebe schloß er die weinende Adel-

heid an sein Herz, er wollte sie trösten, und ihm selbst träufelten die Thränen in seinen grauen Husaren-Schnurrbart.

Weine ich doch! rief er über sich selbst aufgebracht, wie ein Kind; aber, nein! ich schäme mich der Thränen nicht, sie hat sie verdient die gute Schwester, die brave Mutter; ersetzen kann ich sie dir nie; aber Vater will ich dir seyn im engsten Verstande, lieben will ich dich wie meine Tochter, und ich weiß, daß du meine Liebe verdienen wirst.

Adelheid war reich, der Onkel brachte ihre Kapitalien sicher unter; und nahm dann seine Nichte mit sich nach seiner Garnison.

Bald machte die Erscheinung Adelheids in Wallburg — so hieß die Garnison — Aufsehen, jedermann sprach von der schönen Gräfin von Wildau, und im Hause des Generals wurde es jetzt lebhaft. —

Ha, ha! rief dieser eines Abends, als wieder ein Trupp junger Herrn sein Haus verlassen hatte: sieh doch! so lange der alte General mit seiner alten Ursel Haus hielt, war es leer hier, jetzt da eine schöne Nichte

sich

sich zu ihm ins Quartier gelegt hat, wimmelt und grabbelt es von lüftigen Freigardisten! Ja prost die Mahlzeit! das ist nichts für euch, muß was solideres kommen! Da ist nichts reeles; keine schwere Kavallerie, nicht einmal reguläre Husaren; lauter Troß — leeres Geplänkel. Ueberhaupt soll mir das Mädchen, wenn ich es nur möglich verhindern kann, keinen Offizier zum Manne nehmen. Bin zwar selbst einer — aber die Zeiten sind nicht mehr wie sie waren.

Naschen und sich dann das Maul wischen — das ist heut zu Tag bei ihnen Mode; und kömmt einer unter hundert, der es wirklich ernsthaft meint; so geht es morgen ins Feld, da ist Lamento in allen Ecken, er muß fort; denkt dann mehr ans Weib, als den Dienst, und gibt oft eine Memme, wenn er keine zuvor war. — Sie bleibt zurück, weint, heult, läßt sich am Ende von einem andern trösten, kömmt dann der Mann heim; so findet er oft seine Familie ohne sein Zuthun vermehrt; dann gibts Scheidung — und hat er noch einen

Funken Ehre — Degen und Pistolen. — Nein, diesem will ich Adelheid nicht aussetzen.

Aber Vorsicht! wer mag deine Fügungen durchschauen!

Daß das Tändeln, Seufzen und andere verliebte Experimenten eines Heeres von Anbetern, nie auf die kluge, mit den weisen Lehren einer Mutter versehenen Adelheid, Eindruck machen sollte, dafür bürgt uns ihr edler Charakter; allein, daß eben dieses Mädchen mit einem gefühlvollen Herzen, mit warmen Blute, taub für die Stimme der wahren Liebe seyn sollte, ist ebenfalls nicht zu glauben. — Noch liebte Adelheid nicht. Aber bald sollte auch sie jene Leidenschaft fühlen, die jeden Menschen, wenigstens einmal bei seiner Wanderung auf diesem Erdenrunde, überfällt, wenn sein Herz nicht von Sohlleder gemacht ist, und einen solchen bedaure ich von Herzen. —

Noch nicht ein volles Jahr war Adelheid in Wallburg, da gähnte sie über den non sens ihrer Anbeter, langweilte bei den Lustbarkeiten, die täglich, fast meistens wegen

ihr, angestellt waren; und zog sich oft mit einem schönen und guten Buche in die Einsamkeit zurück. — Ihr Onkel, der sie aufmerksam beobachtete, merkte dieses mit Freuden, und that ihr den Vorschlag, den Sommer über auf einem Landgute, das er ohnweit Wallburg besaß, mit ihm zuzubringen; mit dem größten Vergnügen ergrif sie den Vorschlag des Generals, und man reiste nach Rosenau ab. —

Der General von Rosen war ein Menschenfreund, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, die ihn auch alle liebten und verehrten. — Mit Jubel wurde er daher von den Bewohnern des Orts, da sie hörten, daß er ein halbes Jahr wenigstens unter ihnen leben wollte, empfangen. Bald war die gute Adelheid, die ihr Onkel zum Ausspender seiner Wohlthaten auf ihr Verlangen ernannt hatte, in allen Häusern und Hütten von Rosenau als ein wohlthätiger Engel bekannt. Hier spendete sie Geld, dort Trost; hier Rath, dort brachte sie Versöhnung zu Stand; sie war der Schutzgott der Liebenden, die Trö-

sterin der Betrübten, die Helferin der Noth-leidenden und die Rathgeberin jener, die Rath nöthig hatten.

Ein schöner Frühlingsmorgen lockte Adel-heid ins Freie. In einem reitzenden, doch höchst züchtigen Negligee, und mit den Brie-fen von Sterne an Elisen in der Hand, eil-te sie durch den Schloß-Parck, öffnete eine kleine Pforte und ging einem reitzenden Tha-le zu, wo ein kleiner Bach sanft rieselnd, sich durchwand; noch nie hatte sie diese Ge-gend betreten, und staunte daher hier eine einsame, ganz unberathne Hütte, gleichsam verloren von den Gehöften der übrigen Be-wohner, wie ein einzelner dürrer Halm vor den fruchtbaren Aeckern am harten Wege, zu finden. Ein alter Greis in der dürftigsten Kleidung mit eisgrauem Haare, saß in der wohlthätigen Sonne vor der elenden Hütte; gefaltet waren seine magern Hände, sein Blick dankbar zum Himmel gerichtet; er schien zu beten. Gerührt blickte Adelheid nach ihm. Nach einem Weilchen senkte sich sein Auge, er starrte ins weite Feld hinaus, ein Zephir

trieb sein silberweisses Haar in das blasse Gesicht, das auf seinen naßgeweinten Wangen sich netzte, ein tiefer Seufzer drängte sich aus seiner Brust; da trat ein graues Mütterchen aus der morschen Hütte und brachte in einem irdenen Napfe eine magere Suppe. Gerührt sah Adelheid auf diese Scene, sie näherte sich den beiden Alten und sprach mit ihrer Engelsstimme: Ihr scheint arm zu seyn!

Der Alte. Sehr arm, mein Fräulein!

Adelheid. Wie kömmt das, da doch mein guter Onkel jeden Nothleidenden mit Freuden unterstützt? —

Der Alte. Der gnädige Herr General weiß nichts von uns, wir sind erst voriges Jahr hieher gezogen, da unser Dorf abbrannte, wobei wir alles verloren haben — und betteln können wir nicht, lieber verhungern, und das wären wir längstens, wenn nicht ein edler Jüngling uns mit seinem Wenigen unterstützt hätte.

Adelheid. Wer ist denn der Edle?

Der Alte. Er hat es uns freilich scharf verboten gegen jedermann seine Wohlthaten zu verschweigen; aber ihnen kann ich es schon entdecken: Es ist der Pflegesohn des Försters im Orte.

Adelheid. Ich kenne ihn nicht, aber er muß ein braver Mensch seyn; ich will seine Sorge um euch mit ihm theilen!

Sie reichte dem Alten ein Goldstück, und versprach bald wieder zu kommen. Bei dem Schulzen des Dorfes erkundigte sie sich noch am nämlichen Tage nach den beiden Alten, und erhielt die Nachricht: „daß der alte Werner und sein Weib brave, aber sehr arme Leute seien, die Gemeinde habe ihnen das Häuschen eingeräumt, da sie voriges Jahr hieher gekommen, und nicht weiter Alters- und Krankheitswegen gekonnt hatten.

Nach dem jungen Menschen wagte sich Adelheid nicht zu erkundigen. Sie schickte sogleich Wein nebst andern Nahrungsmitteln und Betten nach Werners Hütte, und erst am vierten Tage Morgens ging sie wieder der Hütte zu.

Der alte Werner saß wieder vor derselben, und ein junger Mensch in Jägerkleidung stand vor ihm; sie bemerkten Adelheid nicht, die nur wenige Schritte hinter einer Hecke stand, und das Fortgehen des Jünglings erwartete, in dessen Gegenwart sie nicht den Dank der beiden Alten empfangen wollte.

Der Jäger. Danket Gott, lieber Werner! daß euch die junge Contesse gefunden hat, so ist gewiß eurer Noth ein Ende; denn dieser Engel schafft ja hier alles glücklich um sich her. Doch soll sie mich nicht hindern, was ich thun kann, eure Noth zu erleichtern, ebenfalls beizutragen. Nehmt darum hier dieß Wenige. —

Werner. Gott bewahre, Herr Adolph! das wäre Mißbrauch; ich weiß, Sie bedarfen es selbst, und haben sich seither so vieles abgebrochen, um uns vom Hunger zu schützen.

Adolph. Nein, guter Alter! ich habe mir nichts abgebrochen. Ich bin kein Spieler, kein Trinker; habe folglich für mich hinlänglich, und weiß es nicht besser anzuwen-

den, als euch gute Tage damit zu machen. Nehmt daher; sonst betrübt ihr mich.

Werner. Nun, so will ichs nehmen! obgleich die junge Gräfin uns hinlänglich versehen hat. Vergelte es ihnen Gott, und gebe ihnen einst und immer gute Tage dafür!

Jetzt ging der Jäger und die Gräfin sah das Gesicht eines Adonis, auf welchem die Freude und Zufriedenheit sich ausdrückte. Schon einige Minuten lang hatte sie die schöne Figur des Jünglings bewundert, sein Gesicht aber, auf dem Majestät mit Sanftmuth und ausgezeichnete Güte thronte, erweckte ein, noch nie zuvor bemerktes, Gefühl bei ihr. Sie hatte sich vorgenommen, ihren Onkel heute von dem gutherzigen Jäger zu sagen, aber jetzt wäre sie um alle Schätze der Welt nicht im Stande gewesen, seiner gegen Jemand zu erwähnen.

Der General, obgleich der beste Mann, war doch kein Freund von vielen lästigen Besuchen; dieß wußte man auf dem Lande und daher blieb oft sein Schloß in Rosenau Wochenlang einsam. Zwar hatte er von Anfang

jetzt da seine Nichte mit ihm hier war, manche Besuche in der Nachbarschaft gegeben und erhalten; da er aber bemerkte, daß Adelheid keinen Wohlgefallen daran bezeugte, so war er zu seiner alten Gewohnheit wieder zurückgekehrt. Aber jetzt nahte der Geburtstag seiner Nichte, und den nahm er sich vor, ihn mit aller Pracht zu feiern.

Hör er einmal! sagte der alte General zu seinem Verwalter: Schaff er mir doch so einen Menschen, der mit Illumination, Feuerwerk, Ehrenpforten, und solchem Zeug umzugehen weiß; aber kein Pfuscher; mags kosten was es will, wenns nur gut und schön ist!

Da müßte wohl einer aus der Residenz verschrieben werden; antwortete der Verwalter. Freilich ist hier selbst ein sehr geschickter junger Mann, der solche Sachen aus dem Grunde versteht, aber es wird ihm auch an allem dazu fehlen.

General. Hans Narr! freilich wird hier im Neste kein en gros Handel mit solchem Zeuge getrieben werden; aber beizuschaf-

sen wird doch wohl alles seyn? Wer ist denn der Rosenauer Wundermann? der Kuhhirt vielleicht? oder das Kraftgenie der Küster?

Verwalter. Keiner von beiden, Euer Excellenz! sondern der Pflegesohn des Försters, Wolfgang Adolph.

General. Nun, so lasse er sogleich seinen Tausendkünstler rufen, will ihm einmal auf den Zahn fühlen.

Der Verwalter ging, und bald darauf stand Adolph vor dem General. Dieser erschrack, da er den jungen Mann erblickte — es sprachen ihm in diesem Menschen bekannte Züge an, die ihn an einem Jugendfreund erinnerten — der ihm einst theuer — ja alles war.

Adolph bückte sich, zwar ehrfurchtsvoll, denn er ehrte den Manne, von dem nicht allein Rosenau, sondern die Welt mit Ehrfurcht sprach, aber nicht kriechend, sondern mit einem Stolze, der deutlich sagte: Auch ich bin Mensch wie du, und keiner der schlechtesten. — Noch stand der General überrascht eine volle Minute lang; endlich sprach er:

Ist er — können Sie wohl — der Teufel! Herr, wie heissen Sie? —

Adolph Busch ist mein Name!

Der General. Wer sind ihre Eltern?

Adolph. Leider war ich nie so glücklich sie zu kennen!

Der General. Hm! — Da ist am ersten August meiner Nichte Geburtstag, da möchte ich gern meinen Park beleuchtet, etwas von Decorationen und Feuerwerk haben, und da ist mir gesagt worden, Sie könnten mit solchem Zeug umspringen. Wollten Sie wohl?

Adolph. Ich werde mir Mühe geben, dem Begehren Sr. Excellenz zu entsprechen!

Der General. Wo haben Sie denn das Ding gelernt?

Adolph. Als ich in N. studierte, wohnte ich bei dem berühmten Berini, der allzeit in solchen Sachen für den Hof arbeitet, da half ich ihm in den Stunden, die mir das Studieren übrig ließ, und die ich als Erholungsstunden betrachtete.

Der General. Das war brav, ein junger Mensch kann nicht zu viel lernen. Ge-

wöhnlich wenden andere junge Musensöhne ihre Freistunden anders an, aber leider nicht auf die beste Art. — Also studiert?

Adolph. Das Kammerale, und die Landwirthschaft.

Der General. Wohl auch Forstwissenschaft?

Adolph. Diese hier bei meinem Pflegevater, dem ich jetzt in seinem Alter im Dienste aushelfe.

Der General. Gut! wir werden näher bekannt werden. Hier sind 100 Friedrichsd'or, um anzuschaffen was Sie brauchen, reicht es nicht, so holen Sie mehr — aber verschwiegen muß die Sache bleiben.

Schicken Sie mir den Förster Wolfgang her!

Adolph empfahl sich, und als er über den Vorsaal ging, kam ihm Adelheid entgegen; beide errötheten, Adolph grüßte ehrerbietig und eilte vorüber. —

Mit starken Schritten ging der General in seinem Zimmer auf und nieder, als seine Nichte eintrat; er sprach laut für sich, wo-

von nur Adelheid die Worte „o! du armer unglücklicher Karl!“ verstand. Sie wollte sich stillschweigend entfernen, da wurde der Onkel sie gewahr.

Bin ganz mißmuthig! sagte er. Komm, laß uns in Garten gehn, und deine Harfe in Pavillon bringen.

Adelheid. Hat doch der junge Mensch, der mir eben auf dem Vorsaal begegnete, Sie nicht mißmuthig gemacht, lieber Onkel?

Der General. Ja! — Nein! der nicht. Aber er hat bittere Erinnerungen in mir erweckt — sein Gesicht —

Adelheid. Ist er denn so häßlich?

Der General. Paperlapab! Als wenn ihr Mädchen nicht jeden Mann, den ihr seht, vom Kopf bis zum Fuß besser zu mustern verstünd, als ich meine Husaren bei der Revüe. Du hast ihn ja gesehen — wenn gleich auf einen Blick — so wollte ich doch meinen Goldfuchs gegen einen lahmen Postgaul verwetten, du weißt welche Farbe seine Augen und Haare haben, ob seine Nase griechisch, römisch oder chinesisch ist, rc. rc.

Der Onkel hatte nicht unrecht, schon als sie ihn zum erstenmal bei Werners Hütte sah, hatte sein Bild tief sich in ihre Seele gedrückt — oft schwebte der schöne Jüngling vor ihrer Phantasie, ja in ihren nächtlichen Träumen sah sie ihn.

Wehe dem, den Amor zum Spielwerk seiner Launen wählt! Sein Schicksal gleicht den Leiden eines armen Vogels, der in die Gewalt eines unartigen Kindes gerieth. Es liebkoset ihn Anfangs; aber bald rupft es ihn die Federn aus, stutzt ihm die Flügel, und quält ihn oft zu Tode.

Doch so weit sollte es mit Adelheid nicht kommen. Daß ihr Herz, wenn sie an Adolph dachte — und dieß geschah oft — einen ganz andern Tack schlug, als bei den Liebesblicken, Seufzern, Händedruck, und anderer Artillerie verliebter Gecken, die sie in Wallburg belagerten, gestand sie sich selbst; aber daß es Liebe sei, daran hatte sie noch keinen festen Glauben.

Nachmittags erschien der alte Förster Wolf-

gang auf dem Schlosse, und mußte zum General in sein Kabinet kommen. —

Wo hast du dann den jungen Menschen aufgegabelt? fragte ihn der General.

Wolfgang. Meinen Adolph! meinen der Herr General? Zu den bin ich gekommen, wie oft die Jungfer zum Kinde. Von Ohngefähr!

Der General. Nun?

Wolfgang. Mein Bruder, wie Sie wissen, war Hofjäger, nächsten Monat sind es zwanzig Jahre, da kam er aus der Residenz und brachte mir den Knaben, der damals ein Jahr alt war; bat mich ihn zu erziehen, und gab mir dazu 3000 fl. — Wer sind seine Eltern? fragte meine Frau. Gute, brave, aber unglückliche Leute; war seine Antwort. Das war alles, was wir von ihm erfahren konnten. Zehn Jahre darauf nahm mein Bruder seinen Abschied ohne alle Ursache und verschwand plötzlich, seit diesem habe ich Nichts von ihm, noch in Betreff Adolphs gehört, und betrachte diesen schon längst als

meinen Sohn, und er verdient auch reichlich meine Liebe.

Der General. Hm! Viel und Nichts. Wie du noch bei mir Leibjäger warst, erinnerst du dich nicht oft einen gewissen Grafen Strahlheim bei mir gesehen zu haben?

Wolfgang. Sehr wohl! War ein gar wackerer Herr, nur schien er eben nicht glücklich zu seyn.

Der General. Nein, beim Teufel! Das war er nicht!

Wolfgang. Lebt er nicht mehr?

Der General. Alter! Könntest du mir darüber Gewißheit verschaffen; tausend Louisd'or und das beste Gut in Rosenau sollten dein seyn. — Dein Adolph gleicht Strahlheim wie nur ein Sohn seinem Vater gleichen kann.

So! sagte Wolfgang verlegen und spielte mit der Kuppel seines Hirschfängers.

Graukopf! rief der General: Du hast mich betrogen — du weißt mehr!

Da trat gefaßt mit ernster Miene Wolfgang dem General zwei Schritte näher. Ja! sagte

sagte er: ich weiß mehr, aber ein Schwur, mein Ehrenwort bindet meine Zunge. Daß ich allzeit ein ehrlicher Mann war, wissen Euer Excellenz; und werden mich in meinen alten Tagen nicht ein Schurke zu werden, zwingen wollen.

Nein Wolfgang, das will ich nicht! sprach sanft der General: Obgleich du mir durch dein Geheimniß meine Ruhe wieder geben könntest. O Karl! Karl! rief er und trat ans Fenster, eine Thräne dem Alten zu verbergen, und schluchzend eilte dieser aus dem Zimmer. — Von heute an kam der General fast täglich zum Förster, unterhielt sich mit Adolph und sah diesem bei seiner Arbeit zu, die dieser jetzt emsig und mit vollem Beifall des Generals betrieb; der ihn immer bat keine Kosten zu sparen; er wußte nicht wie lieb dem jungen Menschen seine dermalige Arbeit war — sie war ja für Adelheid, die er liebte. — Die Bildung Adolphs, seine Kenntnisse in Sprachen und Musik, die Liebe, mit welcher er an seinem Pflegevater hing und besonders seine Gesichtszüge machten ihn zum

Lieblinge des Generals — der jeden Tag mehr eingenommen für ihn — aber doch immer mit Wolken auf seiner Stirne ihn verließ.

Adelheids Geburtstag erschien. Viele eingeladene Gäste aus Wallburg und aus der Nachbarschaft von Rosenau erschienen. Schon früh hatte der General seiner Nichte einen kostbaren Schmuck überschickt, aber für Ueberraschung Abends im Garten, wo Adolph wirklich sich selbst übertraf — denn die Liebe hatte ihm geholfen — dankte Adelheid ihrem Onkel herzlicher als am Morgen für die blendenden Steine.

Der da, hat alles gethan! sagte der General, und zog aus dem Gedränge Adolphen, der in Adelheids Anschauen vertieft, schüchtern hinter der Menge stand, hervor, und stellte ihn vor die Ueberraschte, die kaum fähig war ihm mit Worten zu danken. Zitternd nahm sie ihre, mit Brillanten besetzte, Uhr von ihrer Seite und reichte sie Adolph mit den Worten dar: Nehmen Sie dieses, und denken Sie zuweilen an mich. Stumm

stürzte Adolph auf seine Knie, küßte ihre Hand, und entfloh — der Ueberglückliche — in die Einsamkeit, denn die Uhr enthielt Adelheids Bild. —

Auch Adelheid, der ihr Herz mehr sich nach einem einsamen Orte sehnte, ihrem Gefühl freien Lauf zu lassen, verließ unbemerkt die Gesellschaft, und eilte ihrem Lieblingsplatze, der einsam gelegnen Eremitage zu; sie öffnete die Thüre derselben — und Adolph stand am Tische, wo eine Lampe brannte, und hielt Adelheids Geschenk in seinen Händen, er hatte, verloren in seiner Betrachtung, die Eintretende nicht gehört: Nie! Nie! rief er: sollst du Bild eines Engels — er überdeckte es mit Küssen — von meiner Seite kommen! Gott! warum hat der Unglückliche — Elternlose keine Krone, die er mit seinem liebenden Herzen ihr darbieten kann!

Leise entfernte sich Adelheid, ihr Herz war zu überrascht, es hätte zerspringen mögen — er liebt dich — das war ihr einziger Gedanke; mit diesem beschäftigt, durchwanderte sie die entferntsten Theile des Parks, wo

sie endlich ihr Onkel, der sie lange gesucht hatte, fand. —

Ich muß sogleich in die Residenz, liebe Adelheid! rief er ihr entgegen: der Regent ist krank und die Aerzte geben ihm nur noch wenige Tage zu, er will mich sprechen, ein Kurier bringt mir die traurige Nachricht; bald sehe ich dich wieder! oder willst du mit, so eile, der Wagen hält schon vor der Thüre.

Adelheid bat den Onkel in Rosenau bleiben zu dürfen, und begleitete ihn zum Wagen, der schnell mit ihm hinwegeilte. Der General von Rosen kam in der Residenz an und eilte unverzüglich zu dem Fürsten. Dieser edle Regent, den die Welt mit Recht unter die Großen zählt, streckte ihm seine abgezehrte Hand zum Willkommen entgegen, alles mußte sich entfernen, da sprach er:

Rosen! bald gehe ich voraus Quartier zu machen, und glaube vor dem Regenten aller Regenten dort bestehen zu können; nur eines liegt mir noch am Herzen; mit all dem andern bin ich im Gleichen. — Ich habe mich bestrebt, der Vater meiner Unterthanen zu

seyn, aber gegen meine eigne Blutsverwandten war ich es nicht. — Ich habe meiner Schwester nie vergeben können, bis sie aus Gram starb, da fühlte ich was ich verlor und ließ meinen Zorn ganz an dem aus, den ich als ihren Verführer betrachtete; als ich vor einigen Tagen meine Familien-Papiere musterte, um sie meinem Nachfolger zu übergeben, finde ich einen Brief von ihm an meine Schwester, der ihn zwar nicht ganz rechfertigt, doch weit weniger strafbarer vorstellt. Jetzt am Ende meiner Tage verzeihe ich ihm ganz; und du Rosen sollst ihm meine Verzeihung bringen: er war ja dein Freund!

Gott! rief Rosen: mein Freund lebt — Strahlheim lebt!

Er lebt! sagte der Monarch; auf der Festung S. — hier ist der Befehl zu seiner Freilassung, und hier eine Schrift, die ihn wieder in all seine Güter einsetzt.

Rosen küßte die Hand seines Fürsten und flog nach S. Bald lag der ein und zwanzig Jahr vermißte Freund am Busen des Freundes. Sie eilten nach der Residenz, niemand

kannte mehr hier den Grafen Karl von Strahlheim, der sich seinem Monarchen zu Füßen warf. — Hart und schmerzlich, sagte dieser: war es mir, daß ich so handeln mußte — aber anders sind die Pflichten eines Regenten, anders die des Familien-Vaters. Graf! Sie zerstörten mir einen der schönsten Plänen meines Lebens — und beraubten mich einer geliebten Schwester. — Doch Sie haben gebüßt, ich verzeihe ihnen.

Am andern Tage starb der Regent — wo H.... Günstlinge und betrügerische Charlatane in Zukunft mehr gelten und gesucht seyn werden, als der grade Biedermann; da will, da kann ich nicht bleiben, sagte Rosen und bat um seine Entlassung, er erhielt sie, man wollte ihm eine Pension ertheilen, diese verwarf er, aber den schwarzen Bären-Orden, den ihm der neue Monarch, ein guter, aber schwacher Mann reichte, nahm er.

Der Graf Strahlenheim erhielt seine Güter, auch eine Anstellung trug man ihm an, die er sich gleichfalls verbat, und Rosen bat ihn eine Zeitlang mit ihm nach Rosenau zu

gehen; welches er annahm, besonders um den Reden der Residenz, die jetzt wieder bei seiner Erscheinung erwachten — obgleich über seine und der Prinzessin Amalie Geschichte ein dichter Schleier damals gezogen war, der noch nicht gänzlich aufgedeckt ist — zu entfliehen.

Nur einige Tage verzieh hier Freund! sagte Strahlheim dem General; ich muß erst Erkundigung nach einer Person einziehen, in deren Händen meine künftige Zufriedenheit liegt, vergebens habe ich mich bemüht jene Person auszufinden, aber es ist, als ob sie von der Erde verschwunden sei — aber es sind auch schon 20 Jahre, in dieser Zeit kann vieles geschehen!

Hm! sagte der General! da hast du recht, zwanzig Jahre machen das Kind zum Manne, den Mann zum Greise. — Aber du meinst doch wohl den ehemaligen Hofjäger Wolfgang?

Gott! rief Strahlheim: Du weißt es, was ich dir eben entdecken wollte! Wo ist der Mann?

General. Schon zehn Jahre von hier weg, und Niemand weiß wohin. —

Strahlheim. So hat er das größte Gut meines Lebens mitgenommen, wenn er das Schicksal noch in seinen Händen ließ.

General. Sein Bruder ist mein Förster in Rosenau, vielleicht kann der dir die beste Nachricht von ihm geben.

Sie reisten nach Rosenau ab.

Adelheid hatte in der Abwesenheit ihres Onkels, bei ihrer Liebe, doch das wohlthätige Gefühl ihres Herzens nicht schlafen lassen. Sie traf wieder einmal auf ihren Wanderungen bei Werners auf Adolph. Beide waren verlegen; doch bald kam es zu Worten, er begleitete sie nach Haus, und von nun an fanden sie sich einander an manchem Orte, ohne sich darüber bestimmt zu haben, öfters zusammen; und ehe noch der Onkel zurückkam, wußten beide gewiß, daß sie liebten, und geliebt wurden. Jetzt kam der General mit seinem Freunde, und kaum hatte er seine Nichte bewillkommt, als er nach dem einsamen Förstershause nach Wolfgang sandte.

Dieser erschien mit einem Pack Schriften in der Hand, und schritt ohne weiters auf

Strahlheim zu. Hier Herr Graf! sagte er, sind Papiere, die Sie kennen werden, und hier — er ging nach der Thüre und führte Adolph bei der Hand herein — ist ihr Sohn, den Sie noch nicht kennen; der aber ihre Liebe verdient. Jetzt ist mein Eid gelöst.

Der Sohn stürzte seinem Vater zu Füssen, und dieser schloß ihn zärtlich in seine Arme. Mit Entzücken sah der General und Wolfgang auf diese Scene. Adolph war diesem von seinem Bruder anvertrauet worden, er selbst war mit einem Engländer nach dessen Vaterland gereist, wo er jetzt Haushofmeister war, und noch mit seinem Bruder, dem Förster, im Briefwechsel stand.

Nun erklärte Strahlheim öffentlich Adolph für seinen Sohn, und bald hatten die beiden alten Freunde die Liebe der jungen Leute entdeckt; daß sie ihren vollen Beifall hatte, läßt sich leicht denken.

Bald war Adelheid Adolphs Gattin, und nach sechs Jahren die Erbin ihres Onkels.

William und Emmi,
oder
die Macht der Liebe und Ehre.
(Aus dem Englischen.)

Der Squir Tornhill ohnweit Plymouth in England, ein reicher Landedelmann, hatte eine einzige Tochter, achtzehn Jahre alt und schön. Tornhill glaubte zu bemerken, daß seine Emmi ihre Augen auf einen jungen Gärtner, William Baalham, den er ein Jahr vorher in seine Dienste genommen hatte, geworfen habe, und entließ daher diesen sogleich aus seinen Diensten. Des Vaters Muthmassung schien sich zu bestätigen, da Emmi auf sein Verlangen, einen jungen schönen und reichen Mann ausschlug, den schon lange ihr Vater ihr bestimmt hatte. Ueber die Hartnäckigkeit, womit sie auf ihrer Wei-

gerung beharrte, aufgebracht, beschloß der Vater sie als Kostgängerin in ein Kloster nach Frankreich zu bringen, um sie dadurch seinen Wünschen geneigter zu machen.

Die Reise wurde festgesetzt; allein in der Nacht zuvor fand man den jungen Mann, der für Emmi bestimmt war, ohnfern Tornhills Haus mit vielen Wunden ermordet.

Da Benntworths — so nannte sich der Ermordete — Uhr und Börse nicht geraubt war, so war es klar, daß der Zweck der Mordthat nicht Gewinn gewesen seyn konnte. Der Unglückliche hatte an mehreren Orten seines Körpers sieben Stiche erhalten, und neben ihm lag ein langes Messer, womit dem Anscheine nach die schreckliche That vollbracht worden war. — Die ganze Gegend kam darüber in Bewegung, alles wurde aufgeboten dem Mörder auf die Spur zu kommen, es wurden große Belohnungen auf seine Entdeckung gesetzt, und mehrere Personen geriethen in Verdacht. Allein niemand mehr, als der Gärtner Baalham, und die anscheinen-

den Beweise gegen ihn waren keineswegs unbedeutend.

Zuerst gehörte das Messer, welches man bei dem Leichname gefunden hatte, William zu. Er selbst gestand dieses, behauptete aber, es am Abend vorher verloren zu haben.

Ferner hatte er oft seinen Widerwillen gegen seinen Nebenbuhler, eben den Ermordeten, auf das stärkste ausgedrückt; selbst am nämlichen Morgen, ehe man Nachts den Leichnam fand, hatte er gegen einen Nachbar geäussert, der bei ihm an der Thüre gestanden, als Benntworth eben vorüber ritt: Den Kerl hasse ich wie den Teufel! Er reitet wieder zu einem seiner Saufgelagen. Der Fils nimmt nicht einmal einen Diener mit, obgleich er jedesmal so betrunken zurückkommt, daß er leicht jemand braucht, der ihm forthelfe. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn ihm nächstens was zustieße. — Ein anderer Zeuge, der zugleich mit William in Tornhills Hause Bedienter war, sagte aus: daß Benntworth eines Tages William im Garten geschlagen habe, und dieser habe er-

klärt, er wolle sich schon dafür an ihm rächen; er habe gesagt, daß er seine Gründe gehabt habe, nicht damals gleich Benntworth derb auszuprügeln, sich aber mit dem Gedanken tröste, daß schon eine Zeit kommen werde, wo er die Schläge theuer bezahlen solle.

Es war gleichfalls bewiesen, daß man William am Abend wo der Mord begangen worden, auf dem Wege gesehen habe, der nach jenem Gehölze ohnweit Tornhills Wohnung führte, wo der Mord begangen worden, und den andern Morgen hatten ihm in dem Gehölze selbst in einiger Entfernung von dem Orte, zwei Arbeiter begegnet, die sich zu ihrer Arbeit begaben. Sie bemerkten daß seine Hand und Kleidung mit Blut befleckt waren, welches er aber für die Folgen von Nasenbluten ausgab. Beide Männer erkannten in seinem Wesen Spuren von Verwirrung und Zerstreuung, und einer fragte ihn, ob ihm etwas begegnet sei? Er antwortete ganz kurz: Nein! was soll mir denn begegnet seyn?

Als er Tornhills Dienst verließ, hatte er sich in eine kleine Hütte eingemiethet, worin

er seitdem für sich allein lebte. Als die Magistratspersonen hineintraten, um ihn zu verhaften, fanden sie, daß er nicht in seinem Bette gelegen hatte. Er saß in einer schwermüthigen Stellung da, hatte auch seine Kleider nicht gewechselt, und wusch sich eben. Auch fanden sie die Kleider wirklich mit Blut befleckt, und er erklärte dieses, wie er es vorher den Arbeitern erklärt hatte.

Ein allgemeines Mitleid mit dem Unglücklichen bemächtigte sich der Gemüther aller, die bei dem Gerichte anwesend waren. Sein Ansehen war im höchsten Grade sanft und anziehend, und eine Menge von Zeugen sprachen für die Güte seines Charakters, und das Menschlichedle seiner Natur; allein nichts schien die gegen ihn zeugenden Thatsachen zu entkräften. Er wurde wiederholt gefragt, wo er die Nacht zugebracht habe, und man sagte ihm, daß von diesem Umstande allein seine Lossprechung oder Verdammung wahrscheinlich abhange; allein auf diese Frage weigerte er sich durchaus zu antworten, und troz der Betheurung seiner Unschuld, waren doch

die Beweise gegen ihn so stark, daß er des Mordes schuldig befunden, und zur Strafe der Gesetze verurtheilt wurde.

Mit christlicher Fassung und Ergebung ertrug er sein Schicksal, und betheuerte bis an seinen letzten Tag, daß er durchaus unschuldig sei, und nichts von dem Verbrechen wisse, weshalb er den Tod leide.

Wie schrecklich war die Lage des armen Williams. Ein einziges Wort würde seine Unschuld beweisen, und ihn von einem schimpflichen Tode gerettet haben; aber dieses Wort hätte auch den guten Ruf derjenigen, die er mehr als Leben und Ehre liebte, für immer befleckt, es würde sie dem heftigsten Zorne eines tyrannischen Vaters ausgesetzt haben, dessen Leidenschaften ihn zu jedem Aeussersten führen und selbst Emmis Leben in Gefahr bringen konnten.

Diese Betrachtungen veranlaßten den heldenmüthigen Jüngling, das Geheimniß, daß er nämlich die unglückliche Nacht, worin der Mord war begangen worden, mit Emmi zugebracht hatte, in seine eigne Brust tief zu

begraben. — Das unglückliche, irrgeleitete Mädchen, war wegen des Geitzes und harten Betragen ihres Vaters fast ohne alle Bildung aufgezogen worden. Sie war von Natur reitzbar, und mit warmen Blute begabt. William war ein hübscher Junge, und von feinern Sitten, als man sonst bei seinem Stande anzutreffen pflegt. Benntworth hingegen, dem das junge Mädchen, wie William wußte, bestimmt war, hatte zwar körperliche Reitze; war aber von ausschweifenden Sitten, dieß wußte Emmi; und ihre Abneigung gegen diesen verstärkte die aufkeimende Neigung zu William, und sie vergaß sich so weit, daß sie sich ihm ganz hingab, und ihm feierlich gelobte, nie das Weib eines andern zu werden!

In der Nacht, wo Benntworth ermordet wurde, hatte sie William in ihres Vaters Garten, zu dem er einen Schlüssel hatte, eine Zusammenkunft bewilligt; eine Dienstfrau, welche sie nach Frankreich begleitete, wußte um dieselbe. Bei dieser war freilich nichts vorgefallen, was nur das geringste Erröthen

auf die Wangen der Schamhaftigkeit hätte locken können, allein der unglückliche William wußte zu gut, in welchem Lichte die Welt, und besonders Emmis Vater, den Vorgang betrachten würde. Die Liebenden blieben zusammen bis zum Tagesanbruch, und die Bewegung, womit er von ihr Abschied nahm, in der Ahnung, daß dieß ein ewiger Abschied seyn würde, hatte ihm Nasenbluten verursacht, wodurch seine Hand und Kleidung auf eine so verdächtige Art befleckt worden waren; auch war es nicht zu verwundern, daß die Angst, welche ihn beim Scheiden überfiel, für die Verwirrung eines schuldbewußten Herzens gehalten ward.

Die Empfindungen der armen Emmi, als sie, leider zu spät, um es abzuwenden, das Schicksal ihres Williams erfuhr, lassen sich nicht beschreiben. — Wenige Tage zuvor, ehe sie die Nachricht davon erhielt, entfernte der plötzliche Tod ihres Vaters das einzige Hinderniß, welches ihrer Verbindung mit William im Wege stand. Ihr Kummer war so groß, daß sie in eine gefährliche Krankheit

verfiel; allein ob sie gleich an den Pforten des Grabes stand, war doch ihre erste Sorge, das Andenken des Geliebten rein herzustellen. Sie sagte sogleich eidlich aus, und ließ es vor Zeugen niederschreiben, daß William von 9 bis um 4 Uhr des folgenden Morgens bei ihr ununterbrochen im Garten gewesen sei, und in diesen Stunden mußte — das war ganz erwiesen — der Mord begangen worden seyn; dieses alles bestätigte auch eidlich die Magd.

Diese Erklärung wurde öffentlich bekannt gemacht, und der unglückliche William gerechtfertigt, obgleich mancher noch damals an seiner Unschuld zweifeln wollte, weil eine ziemliche Zeit verstrich, ohne daß der wahre Mörder entdeckt wurde. —

Mehr als fünf Jahre waren verstrichen, seit William unschuldig den Tod gelitten, als ein Edelmann aus Plymouth, bei welcher Stadt Benntworth war ermordet worden, in eine mehr nördliche Gegend des Landes reiste. Das Zimmer im Gasthofe, wo er schlief, war nur durch eine ganz dünne Wand von

dem getrennt, welches ein anderer Reisender inne hatte. Der Edelmann erwachte mitten in der Nacht, und hörte wie sein Nachbar mit einem schrecklichen Schwure murmelte: Ja, ja! das ist der Platz, das ist er! — Hier! hier mordete ich ihn! — Sagt mir nichts von der Hölle! Benntworth verdiente durch mich seinen Tod, es kann niemals herauskommen!

Diese Worte erweckten bei dem Edelmanne die feste Ueberzeugung, daß der Fremde neben ihm wirklich der Mörder Benntworths sei. Er schlich daher leise die Treppe hinab, und weckte einige Leute, mit dem Begehren, den fremden Mann nicht aus dem Hause gehen zu lassen, bis er wieder käme. Er begab sich sogleich zu dem Friedensrichter, mit dem und einem Konstabel er bald zurückkehrte. — Nachdem der Fremde verhaftet worden, wurde er als Benntworths Mörder angeklagt. Erschrocken, wie die That entdeckt worden seyn möchte, gestand er den Mord im ersten Schrecken ein. Er war ein Musterreiter für einige Handelshäuser in London.

Benntworth pflegte die Hauptstadt oft zu besuchen. Er sah das Weib des Mannes dort, welche hübsch war, und verführte sie. Der Mann liebte sie dergestalt; daß er sie gerne wieder würde genommen haben, nachdem sie ihm entlaufen war, allein sie wollte nicht wieder zu ihm, und kurz darauf entfernte sie sich auch ganz aus London, ohne daß er hörte, wohin sie gekommen sei.

Sein Haß gegen Benntworth glich der Liebe zu seinem Weibe, und doch hatte er kein Mittel seine Rache zu befriedigen, denn obgleich er selbst von der Verführung seines Weibes durch Benntworth überzeugt war; konnte er dieses doch nicht vor Gericht beweisen.

Unglücklicherweise befand sich der beleidigte Ehemann gerade in einem Gasthofe, wo Benntworth mit einer Gesellschaft von seines Gleichen die Nacht, wo ihn sein Schicksal ereilte, speiste. Er hörte, daß einer der Aufwärter bemerkte, daß wenn er Benntworth wäre, er nicht gern durch den Wald nach Hause reiten würde. — Er betheuerte, daß er bis

zehn Uhr keinen Gedanken daran gehegt habe, Benntworth zu ermorden, allein in jenem Momente, habe sich ihm der teuflische Gedanken dargeboten, er könne sich jetzt leicht ohne in Verdacht zu gerathen, an ihm rächen. Er war weit stärker als Benntworth, und glaubte daher leicht seiner Herr zu werden, dabei war er wohl beritten, und da er oft spät reiste, und im Gasthofe nicht gesagt hatte, daß er über Nacht bleiben wolle, so konnte sein Weggang auch keinen Verdacht erregen. Er verließ also das Haus und erwartete sein Opfer im Walde. Indeß er hier auf der Lauer stand, bemerkte er auf dem Boden das Messer, das der arme William wirklich einige Stunden vorher verloren hatte. Er hob es auf, und als er Benntworth, der bald darauf erschien, vom Pferde gerissen, bediente er sich desselben, um ihm vollends das Leben zu nehmen. — Sein Geständniß war in jeder Hinsicht so klar und erschöpfend, daß man an seiner Schuld nicht zweifeln konnte.

Durch diese Entdeckung wurde also Williams Unschuld von jedem Schatten eines Ver-

dachtes gereinigt. Es schien ob seine geliebte Emmi ihn blos überlebt habe, um seine Rechtfertigung zu erfahren. Denn schon längst war ihre Gesundheit zerrüttet, von dem Augenblick an, da sie sein Schicksal erfuhr, und nur zwei Tage nach der Hinrichtung des wahren Mörders gab sie ihren Geist auf. —

Edelmuth.

Es war in dem kalten Winter von 1795, als der ehrliche Gottfried Schaube eines Abends, ein wenig benebelt, vom Kirchdorfe Rosen nach Hause eilte. Er hatte dem neuen Pfarrer in dem benannten Dorfe, der ein Vetter zu ihm war, einen neuen Priesterrock gebracht; denn Schaube war Bürger und Meister des löblichen Handwerkes der Schneider, oder besser Kleiderfabrikanten, im Städtchen Gangfeld. Der geistliche Herr Vetter hatte ihm Wein und zum Abschiede einen Schnaps aufgenöthigt, und da Meister Schaube kein Trinker war, so fühlte er die Kraft dieser Geister etwas in seinem Oberstübchen; dachte schon an die Kardinenpredigt seiner theuern Ehehälfte deßwegen, und sang einstweilen um sich Zeit und Grillen zu vertrei-

ben: „Es wandern drei Schneider wohl über den Rhein u. s. w.“

So war er eine Stunde weit den, ihm wohlbekannten, Weg fortgewandert und sah schon von Ferne die Lichter in den Häusern seiner Mitbürger, als jemand in seinem Rükken seinen Namen rief.

Meister Schaube, dessen Geisterphilosophie eben nicht tackfest war, obgleich als ein starker Geist in seiner Mutterstadt bekannt, schlug ein Kreuz und rief: Alle gute Geister!

Meister! Meister! Meister Schaube klang es wieder hinter ihm. Er wollte jezt das Hasenpanier ergreifen, aber seine Angst hemmte seinen Schneiderschritt, und bald stand ein Mann in einen weiten Mantel gehüllt an seiner Seite.

Guten Abend, Meister! lauft ihr doch, als wenn ihr gestohlen hättet! Nehmt mich auch mit nach Gangfeld; sagte der Mantelmann, und Schaubes Herzhaftigkeit kehrte zurück.

Hab' nicht die Ehre Sie zu kennen, doch wird mir ihre Begleitung angenehm seyn; kommen gewiß von — von —

Von Paris, sagte der Fremde.

Von Paris, ei der tausend! da können Sie uns wohl viel von der Revolution erzählen; sind die Franzosen noch —

In Paris? Ja Meister Schaube, noch ist es voll dort von ihnen. Aber hier ist das Stadtthor, und da muß ich meinen Paß vorsuchen, den ich in meinem Bündelchen Wäsche verwahrt habe, bitte mir gefälligst auf einen Augenblick hier diese Schachtel zu halten, es ist zerbrechliche Waare darin. —

Mit diesen Worten zog der Fremde unter seinen Mantel eine große Schachtel hervor, überreichte sie an Schaube, der sie dienstwillig auf seine Arme nahm. Der Fremde trat nun auf die Seite und verschwand hinter einer Hecke.

Eine volle viertel Stunde stand der dienstfertige Schneider, aber der Fremde kam nicht wieder.

Will im Thorhause, beim Gevatter Thorschreiber ihrer warten, rief der, vor Kälte

erstarrte, Meister nach der Hecke zu, wo der Mantelmann verschwunden war, und trat mit seinem anvertrauten Gute den Weg dahin an. —

Was führt euch doch zu mir Gevatter noch so spät? sagte der Thorschreiber, der eben bei seiner Oellampe saß, und über die Auflösung einer von den hundert tausend Charaden aus dem Nürnberger Korrespondenten, der vor ihm lag, sich sein Thorschreibergehirn zermattet hatte.

Will nur auf einen Fremden, der eben von Paris kommt, und dem diese Schachtel gehört, warten, und einstweilen von eurem warmen Ofen Gebrauch machen; antwortete Schaube.

Ei, ei! ein Fremder und gar von Paris; sagte der Thorschreiber, und nahm seine Brille ab: Das muß ich Dienstpflichts unterthänigst gehorsamst gemäß dem Herrn Bürgermeister melden. Wo ist denn der Herr?

Muß gleich kommen, Gevatter! erwiederte der Schneider, und der Thorschreiber faßte Posto am Fenster, damit ja der Fremde

ihm nicht vorüber ginge, denn auch ihm gelüstete nach Neuigkeiten aus Paris.

Allein der Pariser kam nicht. Die Schachtel stand auf dem Tisch. Quäck! Quäck! ließ sich plötzlich eine Stimme hören.

Jag't doch die Katzen hinaus! sagte Schaube, der diesen Thieren abhold war.

Katzen! hab' keine im Haus, wenn ihr keine mitgebracht habt.

Quäck! Quäck! Quäck! rief es von neuem, und der Thorschreiber, der der Schachtel am nächsten stand, war nun überzeugt, daß die Töne aus derselben hervorkommen müßten.

Da hier ist die Katze in der Schachtel, rief der Thorschreiber, oder wohl gar ein junger Franzos! Muß das Ding aus Amtspflicht untersuchen, ist doch die Schachtel nicht verpitschiret.

Und er versuchte sie zu öffnen.

Dawider protestirte der Schneider, als ein ihm anvertrautes fremdes Gut; da aber es immer ärger in der Schachtel schrie, so gab er nach; diese wurde also geöffnet, und man denke sich den Schrecken der beiden, als

sie ein kaum halbjähriger Knabe mit großen blauen Augen anstarrte und seine Stimme aufs neue erhub.

Schöne Bescherung! sagte der Thorschreiber: bringt uns da der Gevatter seine Nebenarbeit vom Dorfe in die Stadt! Was wird dazu die Frau Gevatterin sagen.

Bei dem Namen seiner Ehehälfte fiel dem Schneider aller Muth; bei allen Heiligen versicherte er, daß dieses Produkt nicht aus seiner Werkstatt sei, und bat den Gevatter in der Noth um Hülfe.

Dieser hatte unterdessen den jungen Schreihals aus seinem Behälter genommen, er war in feine Windeln und Betten eingehüllt, und auf seiner Brust war ein Zettel befestiget. Er las: Man bittet dieses Kind, welches Leopold getauft, und sechs Monate und vier Tage alt ist, gegen ein Kostgeld von 200 Rthlr. jährlich gut zu erziehen; auf zwei Jahre ist das Geld hier beigelegt. Bleibt es am Leben, so wird nach Verlauf dieser Zeit das Kostgeld weiter bezahlt werden, auch auf eine Zulage von 50 Rthlr. jährlich, wenn das

Kind wohl erzogen wird, ist bestimmt zu rechnen. Was noch beiliegt, bittet man ihm aufzuheben.

Bitte euch meine Worte ab, Gevatter! sagte der Thorschreiber, nachdem er gelesen und den Knaben noch einmal betrachtet hatte: „Das Ding ist nicht aus eurer Fabrik, ist zu fein genäht dazu, und zu sehr mit Silber und Gold verbrämt.“ Wünsch euch Glück! Für 200 Thaler jährlich kann euer Weib viel Brei kochen.

Ach Gott, mein Weib! seufzte der Schneider, der zwar erst ein Jahr verheirathet war, aber schon völlig unter dem Pantoffel stand.

Will sie stracks holen, rief der Thorschreiber. Müssen doch Anstalt treffen, daß der Kleine etwas in die Kaldaunen bekömmt, und somit eilte er fort, um die Gevatterin zu holen.

Meister Schauben wurde es unter dieser Zeit angst und bang. Ausgedampft war Wein und Schnaps, den er reichlich beim Vetter Pfarrer genossen; kein Frost schüttelte ihn

mehr, dagegen rieselte der Angstschweiß von seiner Stirne; da trat mit dem Thorschreiber, Frau Kunigunde ein, ein Töpfchen mit Milch in ihrer Hand; und ohne ihrem Mann ein Wort zu sagen, nahm sie den Kleinen von seinem Arm, und labte ihn. Herrlich ließ es sich der Junge schmecken und dankte mit einem holden Lächeln, wodurch er Kunigundens Herz ganz gewann; seiner neuen Pflegemutter, die ihn einstweilen auf des Gevatters Bette legte, wo er bald einschlummerte, unterdessen man zum Beschauen des Inhaltes der Schachtel ging. Nebst den Betten und Windeln lagen in einem Beutel 400 Rthlr. wohlgezählt in Friedrichsd'or dabei, ein Portrait eines jungen schönen Frauenzimmers in Gold gefaßt, ein Ring mit Brillanten, und eine moderne schwere goldene Repetiruhr mit gleicher Kette.

Der Kleine kömmt aus keiner gemeinen Fabrik, sagte der Thorschreiber; er scheint von der prima sorte zu seyn. Frau Kunigunde trat dieser Meinung bei, packte alles wieder in die Schachtel, gab diese ihrem Manne, nahm den

Kleinen in Arm und eilte ihrer Wohnung zu.

Langsam schlich Meister Gottfried hinter ihr drein, und fürchtete noch immer sich vor der, ihm bekannten Beredsamkeit seiner Kundel; aber wider alles Erwarten unterblieb diese, sie beschäftigte sich mit dem neuen Ankömmling.

Erst am andern Morgen, nachdem das junge Weibchen, die an sich ein gutes Herz besaß, die Kostbarkeiten des kleinen Leopold gut verwahret und 300 Rthlr. von dem Gelde abgezählt hatte, sprach sie zu Gottfried:

Friedel! zieh' doch deinen Sonntagsrock an, gehe aufs Stadtmagistrat und zeige die Sache gehörig an, laß alles genau aufschreiben, und nimm die 300 Thaler hier, lege sie bei der Stadt auf Zinsen, die sollen für Kleidung jährlich für den Kleinen verwendet werden, das Kapital bleibt unberührt. Für die andern 100 Thaler mache dir ein ganzes Kleid, und ich kaufe mir eins von dem Kattun wie die Stadtschreiberin, etwas Hausleinen, und was übrig bleibt, ist ein Pfen-

nig in der Noth. — Jetzt komm, frühstücke erst und dann gehe.

Meister Schaube, der nicht gewohnt war hier Einwendungen zu machen, auch einsah, daß sein Weib weislich handle, ging aufs Rathhaus, berichtete dort den Vorfall, der schon durch die Fama des Städtchens bekannt war, ließ alles zu Protokoll nehmen, und deponirte das Kapital.

Unter der Sorge seiner Pflegemutter gedeihete der junge Leopold kräftig; sie liebte ihn wie ihr eignes Kind, ein Mädchen, das sie im zweiten Jahre zur Welt brachte, und das 18 Monate jünger als Leopold war.

Zwei Jahre waren verstrichen, da kam eines Morgens der Postbote zu Meister Schaube, legte ein Packet Geld auf den Tisch, das an Meister Schaube, bürgerlichen Schneidermeister zu Gangfeld gerichtet war, und ließ sich auf 500 Rthlr. quittiren. Wirklich lag diese Summe im Papiere, auf welchem nichts stand, als: Zweijähriges Kostgeld für Leopold, von dem man weiß, daß er gesund ist, und wohl gehalten wird.

Auch dießmal nahm Kunigunde nicht mehr als 100 Thaler, und legte das übrige auf Zinsen zu dem andern. —

So vergingen sechs Jahre; das Kostgeld war jedesmal richtig bezahlt worden, und schon lag davon ein Kapital von 1100 Rthlr. bei der Stadt, wovon nur die Zinsen zur Verpflegung des jungen Leopolds bezogen wurden. Dieser war in dieser Zeit ziemlich für sein Alter herangewachsen, und ein höchst schöner Knabe geworden; dabei besaß er ein gutes Herz, welches aus allen seinen kindlichen Handlungen hervorleuchtete; ward von jedermann, der ihn kannte, geliebt, und das Herzblatt seiner Pflegeeltern, die fast mehr auf ihn, als die kleine Sophie hielten, obgleich diese auch ein sehr gutes Kind war, und einmal keine gewöhnliche Schönheit zu werden schien.

Kunigunde war eine gute Haushälterin, Gottfried kein Verschwender, und geschickter fleißiger Arbeiter, folglich befanden sie sich in guten Umständen, und da keine Kinder mehr nachkamen, so wendeten sie alles an, Leo-

polden und Sophien eine gute Erziehung zu geben und geben zu lassen. Sie nahmen daher einen Privatlehrer an, der täglich mehrere Stunden die Kinder unterrichten mußte, auch zum Glück ein geschickter Mann war, der seinem Amte Ehre machte. Leopold lernte auch Musik, Zeichnen und andere nützliche Kenntnisse, alles mit größtem Fleiß und mit einer ungemeinen Leichtigkeit. So war er funfzehn Jahre alt geworden, und reifte dem Jünglingsalter entgegen, gesund von Körper, angenehm von Bildung, und unverdorben am Herzen.

Bis in sein vierzehntes Jahr war sein Kostgeld von unbekannten Händen jedesmal dem Versprechen gemäß richtig bezahlt worden; jetzt aber erfolgte weder dieses mehr, noch eine Nachricht, oder Anfrage um ihn. —

Auch gut! sagte Mutter Kunigunde: wenn sich seine Eltern nicht mehr um ihn bekümmern wollen oder können, so bleibt er ganz unser. Würde mich so herzlich kränken, wenn ich mich von ihm trennen sollte. Und so mußte Vater Schaube jetzt, da Leopold fünf-

zehn Jahre alt war, ihn völlig gerichtlich an Kindesstatt annehmen, welches er auch sehr willig that, denn auch er liebte Leopold wie seinen Sohn.

Daß dieser einst kein Schneider werden sollte, wozu er auch gar keine Lust bezeugte, hatten seine Pflegeeltern längstens bestimmt; sie überließen ihm übrigens, wie es alle kluge Eltern thun sollten, die Wahl seines künftigen Standes ganz allein. Und Leopold wählte die Kunst der Malerei.

Allein da es im Städtchen Gangfeld nur einen einzigen Meister in dieser Kunst gab, der zwar den Bürgern die Stuben bemalte, Schilde vor die Wirthshäuser anstrich, und vor Kurzem erst seine Kunst an einem neuen Schilderhause am Thore, das zum Besten des Invaliden, der dort täglich Schildwache stand, saß, oder schlief, errichtet wurde, verschwendet hatte; so wurde Leopold in die nahe Residenzstadt Schönburg zu einem Maler in die Lehre gethan, der sich wirklich damals einen großen Ruf in Deutschland erworben hatte, denselben auch verdiente und willig unsern

Leopold in sein Haus aufnahm. Durch seinen Fleiß, Ordnungsliebe und Treue gewann bald der Lehrling die Liebe seines Meisters, der sich Bold nannte, zwar ein Hagestolz, aber dennoch ein wahrer Menschenfreund war.

Kaum war Leopold einige Monate in der Residenz, so wurde Meister Gottfried in den Schooß seiner Väter gerufen, und Kunigunde, um ihrem Lieblinge näher zu seyn, zog mit ihrer Tochter Sophie und einem kleinen Kapitale auch dahin, wo sie mit Waschen und Nähen, wobei Fieckchen ihr fleißig half, sich ernährte.

Ein und zwanzig Jahre war Leopold, als ihm sein Meister erklärte, er könne bei ihm nichts mehr lernen, und ihm anrieth, nach Italien einige Jahre zu reisen, um dort die berühmten Stücke des Alterthums zu studieren; dieses war seinen Wünschen gemäß. Ungern ließ ihn seine Pflegemutter zieh'n. Nur weniges Geld nebst den Pretiosen, die bei ihm gefunden wurden, und die Kunigunde ihm treu bewahrt hatte, nahm Leopold mit sich. Herzlich war der Abschied von sei-

nem braven Meister, der ihm manche gute und weise Lehre mitgab, von seiner Mutter, die ihm jetzt erst offenbarte, daß er ihr Sohn nicht sei, und von Sophien, die er brüderlich liebte. —

In München, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, nahm er das Portrait-Malen vor, um seine Kasse in etwas zu verstärken. Bald wurde er bekannt, und jedermann, besonders vom weiblichen Geschlechte, wollte von dem jungen schönen Maler gemalt seyn, der so geschickt zu treffen wußte. Eines Tags wurde er nach einem Gasthofe beschieden, wo eine fremde Dame, die dort schon einige Monate wohnte, gemalt seyn wollte. Er verfügte sich dorthin, und wurde in ein Zimmer gewiesen, wo sich ein alter Herr mit mehreren Ordensbändern geschmückt, befand.

Ich habe Proben ihrer Geschicklichkeit gesehen; redete ihn der Herr in einem Dialekte, der den Ausländer verrieth, an: Wollen Sie meine Frau und Tochter malen?

Ich stehe zu Befehl: erwiederte Leopold; und der Fremde öffnete die Thüre eines an-

dern Zimmers, woraus eine Dame mit einem jungen Frauenzimmer trat. Leopold erblaßte, denn das Mädchen glich völlig dem Portrait auf seinem Medaillon, auch in den Zügen der älteren Dame glaubte er Aehnlichkeit mit jenem zu finden. Auch die Dame schien, da sie ihn ansah, zu erschrekken, doch faßte sie sich geschwind; und Leopold packte seine Geräthschaften aus. Das junge Frauenzimmer saß zuerst, von ungefähr erblickte die Aeltere den Ring, den unser Maler am Finger trug, als sie ohnmächtig aufs Sopha niedersank. Alles kam in Aufruhr, der Herr schickte nach dem Arzte, und mit seiner Hülfe wurde die Dame ins Nebenzimmer und zu Bette gebracht. Bald kam der Fremde zurück, sagend: es sei nur eine kleine Unpäßlichkeit, die seiner Gemahlin zugestoßen wäre, schon wäre dieselbe wieder besser, und bat Leopold am andern Morgen sein unterbrochenes Geschäft wieder anzufangen. Dieser ging nach seiner Wohnung, die Aehnlichkeit des jungen Frauenzimmers, mit seinem Portraite, wovon er das Original für sein

Mutter hielt, selbst die Züge der älteren Dame beschäftigten seine Phantasie. Er malte das Portrait der jungen Dame nach dem seinigen, that nur weniges daran nach seiner Einbildung in den Zügen ändern, gab ihm die Kleidung, die das Mädchen trug, und noch am Abende war es zum Sprechen vollendet.

Am andern Morgen erschien er im Gasthofe, und fand die Familie beim Frühstücke, woran er Theil nehmen mußte. Die Dame schien heute gefaßt, doch ruhten oft ihre Blikke auf Leopold, der jetzt das Gemälde vorzog, und es dem Herrn darreichte. Man bewunderte seine geschwinde und geschickte Arbeit.

Sie sind ein Deutscher? fragte ihn der Graf Luchesi, so war des Fremden Namen, und Italien sein Vaterland.

Ja, Herr Graf, aus dem Städtchen Gangsfeld im Fürstenthum N***! erwiederte Leopold.

Sie sind auf Reisen?

Ich gehe nach Italien, dem Lande, das so viele große Männer in meiner Kunst erzeugte, um ihre Werke zu bewundern und zu studieren.

Auch wir gehen nach Italien. Vielleicht sehen wir uns dort! In Neapel wohne ich, kommen Sie dorthin, so besuchen Sie uns. Hier ist meine Addresse. — Darf ich um die Ihrige bitten. Mein Name ist Leopold Schaube.

Merklich veränderte hier die Dame ihre Farbe.

Die Arbeit war vollendet, der Graf bezahlte reichlich, und Leopold entfernte sich, im Vorsale reichte ihm die Kammerjungfer ein Packet: Von meiner Gebieterin, sagte sie und verschwand.

Zu Hause öffnete Leopold das Erhaltene. Ein Zettel lag oben mit den Worten: „Empfangen Sie hiemit diese 200 Ducaten zu ihrer größeren Bequemlichkeit, kommen Sie nach Neapel, so kehren Sie in der Strada di St. Nicolo No. 30. ein, dort sollen Sie

mehr hören von einer Person, welcher Sie theuer sind. —

Hier muß ich nähere Aufklärung haben! rief Leopold und eilte dem Hotel zu — der Graf Luchesi war so eben mit den Seinigen abgereist.

Auch Leopold verließ bald München und eilte nach Italien, nachdem er zuvor seiner Pflegemutter einen Wechsel von 50 Ducaten überschickt hatte.

Ohne ein Abendtheuer zu bestehen, war er das obere Italien durchreist, und betrat jetzt Rom, einst die Beherrscherin der Welt, jetzt von ihrem Ruhme entblättert, und die Herberge der Bettler und Dieben.

Auf einen der vielen Ruinen um Rom saß Leopold und zeichnete, da drangen Töne einer weiblichen Stimme um Hülfe in sein Ohr, er sprang auf, ergrif seinen Knotenstock, in dem sich ein Degen befand, und eilte dem Schalle zu; bald erblickte er zwei Banditen, die ein Frauenzimmer nach dem Gebüsche schleppten, er stürzte auf sie zu.

Ein Schlag mit kraftvollem Arme geführt, streckte einen, ein Stoß den andern nieder, und ohnmächtig lag die Befreite am Boden; er hob sie auf und erkannte in ihr die Tochter des Grafen Luchesi; eben schlug sie ihr Auge zu ihrem Retter empor, da erschien ein junger Mann und stürzte mit seinem Degen auf Leopold zu: Ha! Räuber! rief er. Um Gotteswillen halt! Ritter! schrie die junge Gräfin — es ist mein Retter! — Der Degen entsank den Händen des jungen Mannes, und dankbar schloß er Leopold in seine Arme.

Lassen Sie uns die Gräfin in Sicherheit bringen, sagte dieser; denn leicht könnten mehrere dieser Buben hier versteckt haußen! und beide nahmen Molly, dieß war der jungen Gräfin Name, und führten sie einer nahen Villa zu, die nemliche aus welcher diese, als sie mit einer Freundin im Garten lustwandelte, von den Banditen, wahrscheinlich auf Befehl eines vornehmen geistlichen Wüstlings, dem diese aufblühende Rosenknospe zu brechen gelüstete, geraubt worden war. — Man traf auf der Villa, die einem Verwand-

ten des Grafen Luchesi gehörte, alles in Bestürzung wegen der Entführung Mollys an, desto größer war die Freude als diese mit ihrem Retter und ihrem Bräutigam, denn dieses war der junge Mann, der sich Ritter Caroli nannte, anlangte. Dankbar umarmte der Graf den Retter seiner Tochter, den er gleich wieder erkannte; mit Rührung und Gefühl, worinnen Leopold mehr als Dankbarkeit zu fühlen glaubte, schloß ihn die alte Gräfin in ihre Arme. Caroli, ein junger edler Mann, bat ihn um seine Freundschaft. Leopold mußte die Nacht auf der Villa verbleiben, fand aber nie Gelegenheit die Gräfin allein zu sprechen, um ihr für ihr Geschenk zu danken. Am andern Morgen ließ der Graf ihn in sein Kabinet rufen, und sagte:

„Sie haben die Ehre und das Leben meiner Tochter gerettet, nicht mit schnödem Golde, das eine solche That nicht belohnen kann, will ich meine Dankbarkeit bei Ihnen abkaufen, allein ganz unbelohnt kann ich Sie auch nicht von mir lassen; darum bitte ich Sie

mir offen zu sagen, was ich für Sie thun kann?“

Mir ferner ihre Gewogenheit zu schenken — mit dieser bin ich hinlänglich für eine That belohnt, die ein jeder an meiner Statt würde gethan haben; antwortete Leopold.

Die ich Ihnen nie entziehen werde; doch werden Sie mich nicht hindern, den Ihrigen, Mutter und Schwester, wenigstens alle Nahrungssorgen eine Zeitlang zu benehmen, ich werde darum heute noch an einen Freund nach N. schreiben, wo sich dieselbe aufhalten, der meinen Willen befolgen wird. —

Auch dieses verbat sich Leopold, aber vergebens. Er beurlaubte sich beim Grafen, der noch einmal bat, ihn ja in Neapel zu besuchen, und verfügte sich zu der Gräfin um Abschied zu nehmen, wo er ihre Tochter und den Ritter Caroli traf. — Dieser bat Leopold, so lange er in Rom verweile, sein Haus zu bewohnen, und es als Kenner, mit Kupferstichen und Gemälden, woran es Mangel litte, zu versehen; er wieß ihn an seinen Haushofmeister, der ihn mit den nöthigen

Geldern dazu versehen würde. Dieser nahm dieses Anerbieten an. Molly drang ihrem Retter einen kostbaren Ring auf, und die Mutter sagte ihm, in Neapel sehen wir uns wieder — leise setzte sie hinzu: Vergessen Sie nicht No. 30. in der St. Nicolo-Straße.

Am andern Tage war die Abreise des Grafen mit seiner Familie von Rom nach Neapel festgesetzt; Caroli begleitete dieselbe, und Leopold bezog dessen Haus, wo er, gleich dem Ritter selbst, von den Domestiken behandelt wurde. Er war so glücklich bald mehrere gute Gemälde und Kupferstiche zu finden, die er um einen billigen Preis erhandelte, und machte Anstalt Rom zu verlassen, als der Ritter von Neapel zurückkehrte. Dieser billigte sehr Leopolds Wahl und drang ihm ein ansehnliches Geschenk auf. —

Sie sind mir willkommen in meinem Hause! sagte der Wirth in No. 30. der St. Nicolo-Straße in Neapel, zu Leopold, als er dort, um Nachrichten von jener Person, welcher er theuer seyn sollte, einzuholen, zusprach: Schon einen vollen Monat lang steht

ihr Quartier für Sie in Bereitschaft. Hier bringe ich dir endlich unsern Landsmann, sagte er zu seiner Frau und stellte ihr Leopold vor.

Landsmann? fragte Leopold.

Ja, nicht allein Landsmann, sagte Frau Schmidt die Wirthin; sondern Sie sind mir noch näher — doch davon morgen, heute machen Sie sichs bequem. Sie wies ihm darauf einige sehr wohleingerichtete Zimmer an, und Leopold begab sich zur Ruhe, die er aber wenig aus Neugierde, was er morgen erfahren sollte, genoß.

Am andern Tage wollte er dem Grafen und seiner Familie aufwarten, und erkundigte sich bei seiner Wirthin, die eben zu ihm ins Zimmer trat, nach dessen Wohnung. Diese sagte:

So eben komme ich von der Gräfin, der ich ihre Ankunft hier gemeldet habe, sie wird selbst heute Abend hier seyn, und hat mir aufgetragen Sie einstweilen zu ihrem Besuche vorzubereiten. Hören Sie also. —

„Amalie von S. stammt aus einer altadelichen, aber leider sehr gesunkenen deutschen Familie ab. In ihrem sechszehnten Jahre kam sie als Hofdame zur regierenden Fürstin nach B.; hier lernte sie der Prinz Ludwig von P. kennen und verführte das unschuldige, unerfahrne Mädchen. Sie, Leopold! sind die Frucht dieser leichtsinnigen Verbindung. — In dem Hause einer Freundin von Amalien kamen Sie zur Welt, und ich, die ich damals mit meinem Manne erst verheirathet war, und im Hause diente, wurde ihre Amme. Der Fehltritt ihrer Mutter blieb verschwiegen; bald darauf heirathete der Prinz die Prinzessin von M. St. und Amalie wurde überredet ihre Hand dem reichen Grafen Luchesi, der sich damals in B. aufhielt, zu geben. Der Graf ist ein edler Mann, und Amalie war nie unglücklich. Sie folgte ihrem Gemahl nach Italien und nahm mich und meinen Mann in ihre Dienste; Sie, Leopold, erst damals sechs Monate alt, waren zu schwach für diese Reise, die mitten im Winter angetreten wurde, und so beschloß man,

Sie in guten Händen zurückzulassen. Kunigunde hatte vorher, ehe sie den Schneider Schaube eheligte, mit mir bei einer Herrschaft gedient, und ich kannte sie als ein gutes Weib. Ihr sollten Sie übergeben werden, und mein Mann mußte es besorgen. Wie solches geschehen ist, hat ihnen ihre Pflegemutter gesagt."

„Die Gräfin erkannte Sie sogleich in München an ihren Zügen, und an dem Ringe, dieß die Ursache ihrer Ohnmacht; obgleich sie erfahren hatte, daß Sie ein Maler geworden und auf Reisen waren, so war doch die Ueberraschung zu stark. Damals kam die Gräfin mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter eben von B. und hatte nach Ihnen Erkundigung eingezogen, wo sie nicht allein das obige erfuhr, sondern auch, daß der Banquier, der ihren Pflegeeltern die Gelder auszuzahlen beordnet war, dieselbe unterschlagen hatte; die Gräfin ließ daher an Kunigunden durch eine dritte Hand eine ansehnliche Summe auszahlen, welche dieselbe auch erhalten; aber auch für Sie zurückgelegt hat. Daß übrigens ihr Va-

ter,

ter, der Prinz Ludwig gegen die Feinde des Vaterlandes den Heldentod auf dem Schlachtfelde starb, wird Ihnen aus öffentlichen Nachrichten bekannt seyn.“

Leopold, obgleich er schon aus Vielem gemuthmasset, daß die Gräfin Luchesi ihn nahe anging, war doch bei dieser Erzählung der Wirthin gerührt, und erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, der ihn zu den Füßen seiner Mutter führen sollte.

Am Abend kam die Gräfin und schloß ihren Sohn zärtlich in ihre Arme. Eben wollte sie den Plan seiner Zukunft mit ihm überlegen, als sich die Thüre öffnete und der Graf ihr Gemahl eintrat.

„Warum ein Geheimniß vor mir Amalie? sagte er im sanften Tone. — Ich kannte Ihr Vergehen, wozu Jugend, Leichtsinn und Verführung Sie brachte, bevor ich Ihnen meine Hand gab; und that damals den Schwur, es ihnen nie vorzuwerfen, welches ich, wie ich glaube, treulich gehalten habe. Daß Leopold

Ihr Sohn sei, muthmaßte ich schon damals bei seiner ersten Erscheinung in München, wo Sie Ihr mütterliches Gefühl nicht läugnen konnten. Ich erkundigte mich genauer, fand Gewißheit, und beschloß ihn als mein Kind anzusehen; er gewann mein Herz und meine Liebe durch seine gute Aufführung, und durch die Rettung unserer Tochter; und in meinem Testamente, das ich damals machte, werden Sie sehen, daß er mit Molly gleiche Rechte genießt.“

Verzeihung! edler, großmüthiger Mann! rief Amalie —

Die ward ihnen längstens, sagte der Graf. — Ich will Sie nicht länger stören; geben Sie sich ganz hin der mütterlichen Freuden; und dann bringen Sie unsern Sohn nach unserm Hause, wo schon alles zu seinem Empfange bereitet ist.

Leopold sank vor dem edelmüthigen Manne nieder, und umfaßte seine Knie, zu voll war sein Herz um seiner Zunge Worte des

Dankes geben zu können — da hob ihn der Graf auf, schloß ihn in seine Arme, küßte ihn, und entfernte sich still mit einer Thräne im Auge.

Leopold war glücklich, und er verdiente es zu seyn.

Sally, die gute Negerin.

Die dick mit Steinkohlendampf geschwängerte Luft von London war der ohnehin schwächlichen Gesundheit meines Weibes nicht zuträglich, und die Aerzte riethen mir eine Wohnung ausserhalb der Stadt zu beziehen. Ich fand eine auf Blatheathhill, ohnfern Greenwich, nicht weit von dem Hause, welches die damalige Prinzessin von Wales, heutige Königin von England bewohnte. Durch Zufall wurde meine Gattin mit dieser Fürstin bekannt, die sich durch Herzensgüte und Leutseligkeit auszeichnet; und von nun an besuchten wir fast täglich diese Prinzessin, die damals höchst eingezogen lebte, und von deren Charakter ich gewiß bin, daß sie nie die Kränkungen verdient, die sie damals und unterbrochen bis heute noch, zu leiden hat.

Durch ihre, des Herzogs von York und Sidney Shmits Empfehlungen, erhielt ich bald wieder einen Dienst und zwar zu Kingstown in Jamaica, wohin ich im Jahre 1812 den 20sten November mit meiner Gattin absegelte. In 58 Tagen hatten wir glücklich Jamaica erreicht, und vier Tage darauf kamen wir in Kingstown an, wo ich ausserhalb der Stadt ein artiges Haus bezog. Durch die Fürsorge eines Freundes bekam ich für den billigen Preis von 50 Pfd. Sterl. einen Neger und eine junge Negreß zu kaufen. —

Sally, so hieß die junge Sklavin, war erst siebzehn Jahre alt, von guter Bildung und fröhlichen Muthes. Als ein Kind von fünf Jahren war sie von der Küste Guinea in Afrika nach Westindien gebracht worden. Sie übernahm sogleich unsere Haushaltung und besorgte sie mit aller Ordnung, Fleiß und Treue, daß meine Gattin und ich sich völlig auf sie verlassen konnten. Bald war Sally der Liebling meines Weibes, und wurde von ihr mehr wie eine Freundin als eine Sklavin betrachtet. Da zeugte sich wieder

das gelbe Fieber, die Pest Westindiens auf Jamaica, und mein Weib bekam es; ärztliche Hülfe war vergebens, ich hatte drei rufen lassen, sie gingen, und kündigten mir den nahen Tod meiner theuern Gattin an. Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Da kam Sally, sie war im schlechtesten Wetter fünf englische Meilen weit zu einer alten Negresse geeilt, und hatte diese auf den Knien beschworen, mit ihr zu kommen; sie hatte, da die Alte nicht fortkommen konnte, sie auf ihrem Rücken über zwei Meilen getragen. Athemlos, an Kräften völlig erschöpft, kam sie mit ihr an; sogleich wurde meinem Weibe ein Trank bereitet, Sally wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette.— meine Gattin war gerettet.

Da legte auch ich mich, meine Besinnung schwand — ich erwachte aus einem wohlthätigen Schlafe, auch ich war gerettet, durch Sally gerettet; die jetzt durch Sorgen und Nachtwachen wie ein Geist umherschwebte.

Kaum ein viertel Jahr darnach war ich eines Tags spazieren geritten, und hatte

mich an fünf Meilen von meinem Hause entfernt, als ich heftigen Durst empfand; ich sah mich nach Wasser um, konnte keines entdecken, und erblickte nicht weit von mir einen Baum mit Früchten, die Aehnlichkeit mit unsern Aepfeln hatten; ich ritt darauf zu, und hieb mit meinem Stocke vier Stück herunter, zwei aß ich sogleich auf, die einen bittersauern Geschmack und Kerne wie die Apricosen hatten, die andern zwei steckte ich in meine Tasche. Mein Durst war gelöscht, aber bald fühlte ich ein heftiges Brennen in meinem Munde, meine Zunge wurde schwarz, mein Kopf brannte wie Feuer, meine Augen schmerzten, und sinnlos trug mich mein Pferd vor meine Wohnung. Hier wurde ich sogleich zu Bette gebracht, und mein Neger eilte zum Arzte. Da fand von ohngefähr Sally die zwei Aepfel in meiner Tasche, schlug die Hände über den Kopf und rief: My Massa, Massa my is poisoned (mein Herr ist vergiftet); fort lief sie und eilte bald mit Kräutern zurück, die sie kochte und mir den Saft einflößte. Jetzt kam der Arzt, bestätigte

Sallys Meinung und nachdem er die Kräuter besehen, so sagte er: Man solle nur ruhig dem Mädchen die Kur überlassen. Ein heftiges Erbrechen erfolgte, ich bekam wieder mein Bewußtseyn, und war in einigen Tagen, eine kleine Schwäche abgerechnet, völlig genesen. Wir betrachteten Sally als den Schutzengel unsers Hauses, und mein Weib und ich dachten darüber nach wie es in unsern Kräften stehe, sie zu belohnen, besonders da wir jetzt bald wieder nach Europa zurückkehren sollten. Daß sie frei seyn sollte, hatten wir längst beschlossen; aber was half ihr Freiheit ohne Unterhalt, ohne Schutz. Da fand ich aus, daß ein junger Neger, der Sklave eines Nachbarn von mir, der erklärte Liebhaber Sallys sei. Ich erkundigte mich nach dem Menschen bei seinem Herrn und bei andern die ihn kannten, und vernahm, daß er ein guter und fleißiger Mensch sei. Ich ging zu seinem Herrn, und kaufte ihn, bat aber nichts William — so hieß der junge Neger — davon zu sagen, bis ich ihn abholen würde.

Am andern Morgen schickte ich Sally nach der Stadt, und ließ nun William holen, den ich in eine Kammer neben meinem Wohnzimmer einsperrte, und ihm befahl, stille zu seyn. — Sally kam, ich rief sie:

Sally! sagte ich: Es ist dir bekannt, daß wir bald nach Europa gehen, und dahin kann ich dich nicht mitnehmen, ich habe dich deßwegen verkauft, und dir einen guten Herrn verschafft.

O Massa! Massa! mich nicht verkaufen! rief sie, und stürzte zu meinen Füßen.

Närrchen! sagte ich: du bekömmst einen Massa, den du lieber als mich haben wirst!

Nein, Massa! nein! du bist gut, behalte mich. Bei dem großen Wesen schwöre ich, ich will alles thun, will Tag und Nacht arbeiten!

So sollst du wenigstens deinen künftigen Herrn erst sehen, sagte ich; und holte jetzt William. Bist du mit diesem zufrieden?

Ich bin eine Sklavin! erwiederte Sally und senkte ihr thränenschweres Auge zur Erde.

Nein, gute Sally! rief ich: du bist frei! Hier ist dein Freibrief und hier der, deines Geliebten! Ich übergab ihr beide, die ich schon den Tag vorher von der Obrigkeit hatte ausfertigen lassen. Und hier, fuhr ich fort: ist eine kleine Beisteuer zu eurer Haushaltung; es sind zwar nur 16 Guineen, aber ich bin selbst nicht reich; und so entfernte ich mich gerührt.

Meine Gattin legte noch vier Guineen dazu.

Als ich nach Hause kam, fand ich William beschäftigt, eine Hütte ohnweit von meiner Wohnung zu bauen. Er eilte zu mir und sprach:

Massa! Ihr habt Sally und mich freigegeben, und uns so reichlich beschenkt, Sally will aber nicht von Massa, will nicht mit William in die Stadt zieh'n, sondern bei euch bleiben, bis ihr aufs große Schiff gehet, und William möchte gern bei Sally bleiben, und auch bei Massa, darum baut er eine Hütte hier, und bittet euch ihn mit Sally bis dahin zu behalten.

Das will ich, antwortete ich: Ich will Sally als Menagere und dich als Reitknecht behalten; aber euch beiden auch von heute an Lohn geben.

Sally kam herbei, sie wollte von Lohn nichts wissen, und war nur vergnügt, nicht verstossen zu seyn, wie sie sich ausdrückte. Noch fünf Monate blieb ich auf Jamaica, und beide dienten uns mit solcher Treue und Liebe, wie kein Europäer seinem Herrn dienen kann. Mit Thränen schied mein Weib und ich von den Guten, die am Ufer standen, und dem Schiffe, das uns nach England trug, noch ins weite Meer nachsahen.

Der verlorne Sohn.

Feuer! Feuer! rief es plötzlich! Die Sturmglocke tönte, die Trommel hallte durch die Straßen des Städchens Mildau, und die Einwohner erwachten erschrocken aus ihrem Schlafe. Feuer! Feuer! rief es, da stürzte ein junger Mann aus dem Gasthause, wo er am Abend angekommen war, dem Platze zu. Ein Haus stand in vollen Flammen, lechzend schlug die Gluth aus allen Fenstern und schon stürzten die Balken in die Gluth, die dabei neue Nahrung fand. Gott! meine Tochter! mein einziges Kind! rief ein Mann, der das Haus bewohnte, und nun in Verzweiflung händeringend vor demselben stand.

Wo ist sie? rief der Fremde.

Dort im Eckzimmer! rief der trostlose Vater, und der junge Mann sprang in die Thü-

re, aus der schon ihm die Flammen entgegen zischten.

Der arme Mensch ist verloren! rief die Menge. Der gute, der brave! einige. Der Narr! der Voreilige! andere.

Da kam er, seine Kleidung halb verbrannt, mit blutigem Gesichte, und legte die Tochter, ein eilfjähriges Mädchen unverletzt zu den Füßen des entzückten Vaters, zog einen einfachen goldnen Ring von des Mädchen Hand, und war plötzlich in der Menge verschwunden.

Am andern Morgen als der Vater des Mädchens ihrem Retter danken wollte, vernahm er im Gasthofe, daß derselbe in aller Früh abgereist sei.

Es schmerzte ihn, daß der Edle sich seines Dankes entzogen hatte, mehr als der Verlust seines Hauses. Braunberg war reich, leicht konnte er dieß Unglück verschmerzen; bald darauf starb sein Bruder, ein reicher Kaufmann in Hamburg, er war dessen Erbe, verließ Mildau, und siedelte sich in jener Stadt mit seiner Tochter Auguste an.

Vier Jahre waren unterdessen vergangen, Auguste war zur Jungfrau gereift. Fein war ihr Wuchs, ihre Gestalt hoch und edel, der Zauber ihrer Reitze unwiderstehlich, sanft ihr Herz und gut; sie war die Freude ihres Vaters, der nichts gespart hatte, ihr eine vollendete Erziehung zu geben; da reiste ihr Vater, Handlungsgeschäften wegen nach London, und nahm Augusten mit sich. In Darmouth gingen sie ans Land, hier mußte der Vater erst ein änders Schiff von Hamburg erwarten, und beschloß einige Wochen in dieser angenehmen Seestadt zu verweilen, und hauptsächlich darum, weil ein alter Freund von ihm hier lebte, den Braunberg schon in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte.

Mit Freuden und brittischer Gastfreundschaft wurde Braunberg und seine Tochter von Herrn Sullivan empfangen, dessen beide Töchter, gute wohlerzogne Mädchen bald mit Augusten die engste Freundschaft schlossen. Viel und oft sprachen sie von einem Bruder, der schon sechs Jahre das väterliche Haus verlassen habe, und seither zu ihren und des

Vaters Schmerz nicht das Geringste von sich hören ließ. Er wurde von allen als todt beweint, und dieß allein trübte oft die Herzen des Vaters und der Töchter.

Freund! sagte Herr Sullivan: wenn jetzt mein Georg noch lebte, wenn er hier wäre, die Reitze deiner Auguste müßten ihn fesseln, auch er war ein braver Junge, und gewiß nicht häßlich, nur etwas leichtsinnig — hätte ihn dann Auguste geliebt, wie glücklich wollte ich seyn! Hier sieh sein Portrait, es gleicht völlig! und hier wieß er seinem Freunde das Bild seines Sohnes. Braunberg betrachtete es, die Züge schienen ihm nicht unbekannt, er besann sich. Gott! rief er aus: diesen Menschen sah ich vor fünf Jahren, unauslöschlich haben sich seine Züge in meine Seele festgesetzt; er, und sonst keiner war der Retter meiner Tochter! — Nun erzählte Braunberg, und ein Strahl von Hoffnung, daß Georg noch leben könne, traf das Herz des Vaters. —

Das gleicht ihm, dem guten Wildfang! rief Cezilie die älteste Tochter Sullivans;

und Auguste blickte stumm das Bild an, eine Thräne entquollt ihrem schönen Auge. Ach! er verschmähte unsren Dank! sagte sie mit sanftem schmerzvollen Tone.

Aber hast du denn gar keine Muthmassung, sprach Braunberg zu seinem Freunde, warum Georg euch verließ?

Nur eine schwache, sprach Sullivan: Georg war ein Brausekopf; da wurde eines Abends sein bester Freund Wilson schwer verwundet nach Hause gebracht, er wollte nie gestehen wer der Thäter sei; von der Stunde an habe ich meinen Sohn nicht wieder gesehen.

Ist Wilson an seiner Wunde gestorben? fragte Braunberg.

Nein! erwiederte Sullivan, er war nach drei Wochen völlig genesen; Wilson ist ein braver, junger Mann, hat sich jetzt in London festgesetzt, wo er gute Geschäfte treibt, und ist der Bräutigam meiner Tochter Cezilie, ich erwarte ihn in einigen Tagen, wo sodann die Heirath hier vor sich gehen soll, und bis dahin darfst du nicht denken mein Haus zu verlassen.

Wirk-

Wirklich kam nach acht Tagen Wilson, und noch acht Tage und er war Ceziliens Gatte.

Nun berichtete Braunberg seine weitern Geschäfte und reiste in Begleitung Wilsons und seiner Gattin nebst Augusten nach London ab. Nach einem Monat kehrten sie nach Yarmouth zurück, und Braunberg versprach seinem Freunde Sullivan bei seiner Rückkunft in Deutschland alles aufzubieten, um Nachricht von dem verlornen Sohne einzuziehen. — Er hielt sogleich Wort, ließ Georg Sullivan in allen bekanntesten Zeitungsblättern Deutschlands auffordern, Nachricht von sich zu geben, und trug allen seinen Korrespondenten auf, sich nach demselben zu erkundigen; alles war vergebens. Dieß schmerzte den redlichen Braunberg sehr, der sehnlichst wünschte seinem Freunde den Sohn zuzuführen und dankbar sich gegen diesen erweisen zu können. — Da erhielt er das Frühjahr die Nachricht von England, daß Sullivan, der etwas kränkelte, das Bad in Pyrmont gebrauchen, und in Begleitung seines Schwiegersohns und seiner Töchter nächstens in Hamburg eintreffen wür-

de. — Die Freunde kamen, blieben kurze Zeit in Hamburg, und Braunberg nebst Augusten reisten mit ihnen nach Pyrmont.

Eines Morgens saßen alle beim Frühstück, da trat ein Jude ein und bot ihnen Galanteriewaaren zum Verkauf an.

Wir brauchen nichts! sagte Braunberg.

Nau, wenn Sie auch nichts brauchen, so weiß ich doch gewiß daß mir hier das Fräulein etwas abkaufen wird; und er reichte Augusten einen Ring. Sie that einen Blick darauf, und rief: Vater! Vater! das ist mein Ring!

Braunberg sprang auf und erkannte den Ring Augustens, den ihr Retter ihr in jener Nacht vom Finger zog.

Jude! wo hast du den Ring her?

Hab' ihn von einem jungen Mann gekauft, hier in Pyrmont.

Geh! lauf! schaff' mir den Mann und 100 Pistolen sind dein!

Ein schönes Geld! muß ihnen viel an den jungen Menschen liegen. Nun, will ihnen denselben ohne Geld schaffen. Er riß seinen

falschen Bart ab und stürzte zu Sullivans Füßen!

Vater! rief er: hier ist dein verlaufner Sohn wieder. — Es war Georg Sullivan, und Augustens Erretter aus den Flammen. Er hatte sich in der Hitze wegen einer Kleinigkeit richtig mit Wilson geschlagen, diesen schwer verwundet, und war in der Eile nach Deutschland geflüchtet, wo er sich mit der Musik — er war Meister in der Flöte — ernährte. Schwer hatte er seine That bereut — er glaubte Wilson tod — und dieß trieb ihn unstät und flüchtig umher. Wilson war sein Freund, der Geliebte seiner Schwester, und diesen ermordet zu haben, lag schwer auf seinem Herzen. Er hatte sich vorgenommen England nie mehr zu betreten. Da war er in Pyrmont — fand auf der Liste der Badegäste „Mr. Sullivan aus England mit seinem Schwiegersohne Wilson und zwei Töchtern, Herr Braunberg mit Tochter aus Hamburg.“ Er erschrack zuerst — Wilson — es mußte sein Freund — es mußte sein Vater und seine Schwestern seyn; daß Braun-

berg seines Vaters Freund sei, daß er es sei, dessen Tochter er gerettet, wußte Georg; da er sich genau in Mildau darnach erkundigt hatte. — Ob alle wirklich diese Personen seien, mußte er sich überzeugen, er traf alle am Morgen auf der Promenade, erkannte sie, und erschien als Jude vor ihnen. Seine Schwestern kannte er, also war das schöne junge Mädchen Auguste Braunberg, die er den Flammen entriß. Ihr übergab er den Ring. — Alles war vergnügt, der Wunsch der alten Freunde noch näher mit einander verbunden zu werden, wurde erfüllt, denn bald liebten sich Georg und Auguste, und wurden nach der Rückkehr nach Hamburg mit einander verbunden. —

Die Kur.

Forstrath Braun und Amtmann Lange, zwei Jugendfreunde, die beide erst drei Jahre vorher die Universität mit einander verlassen und jetzt auch zugleich einträgliche Aemter in ihrem Vaterlande erhalten hatten; saßen vor ihrer Trennung — denn Lange bezog sein Amt und Braun blieb in der Residenz — den letzten Abend bei einer Boulle Punsch; und sprachen über ihre künftige Bestimmung. Daß beide heirathen wollten, und dieses ihrer Pflicht als Mensch, der gesund und ein Weib ernähren kann, angemessen fanden, darüber waren sie einig. Aber in Betreff der Eigenschaften, die ihre künftigen Gattinnen besitzen sollten, darüber waren sie höchst verschiedner Meinung.

Braun verlangte von seiner künftigen Frau, einen höchst gebildeten Verstand, Kennt-

niß in Sprachen, Musik und Zeichnen, und dabei einen gesunden wohlgebildeten Körper.

Nur das letztere begehrte auch Lange von der Seinigen — von all dem Andern, das er nur Lari Fari nannte, wollte er nichts wissen, dagegen foderte er, sie sollte, statt diesem, Kenntnisse im Haushalten dafür besitzen.

Was hilft mir ein Weib, sagte Lange, die wie eine Catalani singt, wie eine Vigano tanzt, wie eine Angelica Kaufmann malt, Französch, Englisch und Italienisch spricht, wenn sie keinen Strumpf stricken, nicht, wenn die Köchin krank ist, nur eine Suppe kochen, auf das Gesinde sehen und meine Haushaltung in allem führen kann. —

Ha! Hä! Ha! lachte Braun: das wär ein Bissen für mich. Wenn mein Weib nur von der Stallfütterung, von Enten, Hühnern und Gänsen, von Flachs und den Eiern, und dem Gezeuge mehr, sprechen wollte, ich ließ mich noch in den Flitterwochen scheiden. Wofür hat man das Gesinde?

Die Meinungen dieser beiden, wohlgebildeten, jungen, nicht unvermögenden, mit einträglichen Aemtern versehenen, Männer, wurde bald bekannt. —

Narren sind sie beide! sagte der Rath Gobel, ein Freund von ihnen, und ein junger jovialischer Mann: sie wissen beide nicht, was sie wollen, da muß sich ein Dritter dareinlegen, sie zu heilen, und der will ich seyn.

Und Gobel hielt Wort, wie wir sehen werden.

Du hast eine Forstbesichtigung in Leimbach, sagte Gobel zu Braun, ich werde dich begleiten, da auch ich in der Nähe Geschäfte habe.

Dieß Anerbieten wurde von Braun mit Vergnügen angenommen, der sich freute einen so lustigen Gesellschafter zu haben. — Sie reisten ab.

Laß uns hier einen kleinen Abstecher nach Brockdorf nehmen, dort wohnt eine Tante von mir, die verwittibte Landräthin Sulzer, mit der ich ein kleines Geschäft habe; sagte Gobel, und sie lenkten nach Brockdorf ein.

Sie stiegen am Wirthshause ab und gingen nach dem Hause der Landräthin, die sie allein antrafen und welcher Gobel seinen Freund vorstellte.

Brauns Aufmerksamkeit wurde bald erregt, denn im Zimmer erblickte er eine Harfe, eine Guitarre und einen Flügel; auf diesem lagen Byrons Gedichte und ein Theil von Shakespear, im Fenster Rousseau's Heloise, neben Petrarca, alle in ihrer Original-Sprache; eine unvollendete, aber sehr schöne Zeichnung zeigte sich auf einem Nebentischchen.

Meiner Töchter Zeitvertreib! sagte die Landräthin zu Braun, dessen Aufmerksamkeit sie bemerkte.

Aber wo sind denn die lieben Cousinen? rief der muntere Gobel.

Sie werden sogleich von einem Spaziergange zurückkehren, antwortete die Tante, und herein traten drei Mädchen, mit dem Anstand dreier Grazien, schön und reizend. Jetzt war Gobel in seinem Elemente, er schäckerte unaufhörlich, und wußte es so geschickt zu wenden, daß alle drei nolens vo-

lens ihren Verstand und Witz glänzen lassen mußten, der bei allem gesund und rein war; nun bat er um Musik, Luise die älteste spielte den Flügel, Ernestine und Sophie begleiteten sie mit den angenehmsten Stimmen; sie trugen eine italienische Arie vor, wie Bewohnerinnen an dem Arno oder der Tiber; sie wechselten, Sophie trat an Flügel, Luise ergrif die Guitarre, und alle drei begleiteten die Instrumente mit einem Liede von Schiller mit der schönsten Harmonie.

Braun war ganz Auge und Ohr.

Die Musik war geendet, Luise setzte sich an eine höchst wohlgezeichnete Stickerei, die halb mit der größten Geschicklichkeit vollendet war; Ernestine zeichnete einen schlafenden Amor, dem ein Mädchen den Bogen und die Pfeile entwendete. Die Zeichnung war ohne Tadel. Sophie schuff künstliche Blumen, die sie in allem der Natur stahl.

Unvermerkt ward Braun die Zeit vorüber geeilt, und Gobel mußte ihn selbst zum Abreisen mahnen, da am andern Morgen die Commission in Laimbach ihren Anfang nahm.

Lange ritt Braun in tiefen Gedanken still neben seinem Gefährten, endlich brach er das Stillschweigen.

Gott! welche Geschöpfe! rief er in Extase: wie glücklich der Mann, der Eines derselben sein nennen könnte.

Du meinst wohl meine Cousinen?

Wen anders — noch nie sah ich ihres Gleichen.

Ha! Ha! Ha! — Wahr ist es, die Mädchen sind gut und geschickt; aber sie haben alle drei zwei große Fehler.

Ich habe keine bemerkt — du lästerst wie gewöhnlich, Gobel! Nur Vollkommenheiten konnte ich entdecken.

Sie sind arm — und verstehen wenig oder nichts von der Wirthschaft.

Und das nennst du Fehler? Arm, sieh doch! wer solche Gaben besitzt, ist reich wie Crösus, und Wirthschaft — willst du vielleicht auch wie der wirthschaftsvolle Lange, daß deine Frau ihre Gänse selber stopfen, die Hühner füttern und Butter und Käse machen soll?

Hm! Könnte nichts schaden. — Doch ich glaube, du bist verliebt?

Ja! ich sage dir offen, könnte ich die göttliche Luise einst mein Weib nennen, ewig würde ich glücklich seyn.

So klopfe an, wer anklopft, dem wird aufgethan; vielleicht macht die göttliche Luise dich glücklich.

Braun befolgte den Rath seines Freundes. Schon bei der Rückkehr von der Waldbesichtigung sprach der Forstrath mit Gobel bei Sulzers ein, verweilte einige Tage daselbst, und reiste als Luisens glücklicher Bräutigam nach der Residenz zurück, wo er eiligst Anstalt traf, um seine künftige Hälfte ja bald heimführen zu können.

Der wird bald kurirt seyn! sagte Gobel: Jetzt zum andern Narrn, um auch ihm den Staar zu stechen; und er reiste nach Grünthal, wo Lange als Amtmann vegetirte.

Bruder! rief er ihm sogleich beim Eintritt zu: man sieht daß bei dir noch keine Frau das Regiment im Hause führt, das riecht alles nach der Junggesellen-Wirthschaft. — Aber

ins Henkers Namen! willst du in die Brüderschaft der Hagestolzen dich einschreiben lassen?

Nein, Freund! das nicht; sagte Lange. Aber sag' mir, wo findet man heut zu Tage ein Mädchen, das Haushalten versteht?

Putzen sich — Visiten geben und nehmen — Romanen lesen — ein wenig auf dem Klaviere klimpern — guten Morgen und gute Nacht in zwei, drei Sprachen sagen zu können — da hast du die ganze Erziehung unserer heutigen Schönen.

Du hast noch viel vergessen, bemerkte Gobel. Tanzen, coquettiren, lästern, schriftstellern u. s. w. Ja, Herzensbruder! nehmest du dir ein Weib, ich bin gewiß, noch in den Flitterwochen würde sie mit dir im Amte sitzen und mitvotiren — aber schwerlich deine Haushaltung führen wollen; denn diese Geschöpfe wollen alles, was sie nicht sollen. — Bleibe ledig Freund! — Doch was gehen uns die Weiber an! Ich habe eine Bitte an deine Freundschaft, du weißt ich bin nicht stark im juristischen Fache; nun hat eine Tan-

te von mir, die Landräthin Sulzer in Brockdorf mich in einem Prozesse um Rath gefragt, ich habe ihr meine Schwäche gestanden, ihr aber versprochen, einen handfesten Juristen zu bringen, und du wirst mir nicht abschlagen, mich morgen nach Brockdorf zu begleiten, es liegt ohnehin nur drei Stunden von hier. — Meinetwegen, sagte Lange; und die Reise wurde am andern Morgen angetreten.

In kattunen Kleidern saßen Ernestine und Sophie am Spinnrade, die Mutter strickte. Flügel, Harfe, Guitarre, Stickerei, Zeichnungen und Bücher waren verschwunden, statt diesem allen sah man eine Garnweife, gesponnenes Garn, Näh- und Strickzeug und ein Kochbuch neben einem Bande geistlicher Predigten liegen. Die Mutter empfing die beiden Freunde herzlich, die Töchter blieben aber stumm und machten einen Knicks, der ziemlich steif und hölzern ausfiel, wornach sie, ohne sich stören zu lassen, in ihrer Arbeit fortfuhren.

Die Landräthin bat die Herrn zu Gast, welches sie annahmen.

Du hast die Woche in der Küche Sophie! sagte die Mutter und diese eilte dahin.

Wie ist ihnen dieses Jahr der Flachs gerathen, liebe Cousine? fragte Gobel die fleissige Ernestine.

E. Recht schön, Herr Vetter! besonders ist uns der Samen aus Riga ungemein gut gerathen.

G. Und das Getreide?

E. Nicht sonderlich, es hat viel ins Schock, aber wenig ins Maas gegeben, woran die nasse Witterung Schuld hatte.

Jetzt kam die Magd mit einem Manne, es war ein Weber, der ein Stück Leinwand brachte; sogleich verließ Ernestine ihren Sitz, beschaute das Stück mit Kennermiene, und hatte viel daran zu tadeln; hier war ein Nast eingewirkt, dort der Einschlag nicht gleich geschlagen, u. s. w.

Haben Sie das selbst gesponnen? fragte Lange.

Ich und meine Schwester, sagte Ernestine, jener machte ihr ein Compliment darüber, das sie mit einem Knicks beantwortete. —

Bald erschien das Mittagessen, welches wirklich sehr geschmackvoll gekocht war. Gobel lobte die Köchin.

Die hat wohl wenig gethan, sagte die Landräthin, meine Töchter kochen selbst wochenweis abwechselnd. —

Nach Tische sprach die Mutter mit Lange und Gobel von ihrem Prozesse, unterdessen beständig die Töchter ein oder das andere Hausgeschäft besorgten, das dem aufmerksamen Lange keineswegs entging, und welches ihn ganz begeisterte.

Auf der Rückreise brach der Amtmann in die größte Lobeserhebungen der beiden Mädchen aus.

Es sind beide gute Geschöpfe, sagte Gobel, verstehen die Wirthschaft aus dem Grunde, aber sie haben zwei große Fehler! Erstens sind sie arm, und zweitens fehlt es ihnen an der sogenannten heutigen Weltbildung.

L. Eine gute Wirthin bringt dem Manne das größte Heirathsgut mit, und ist folglich reich, wenn sie auch keinen Groschen hat,

und mit deiner heutigen Weltbildung kannst du einpacken, Freund, die ist nicht weit her, und wahrhaft zum ehelichen Glücke nicht im geringsten nöthig, im Gegentheil nur hinderlich. —

G. Nun so würde ich, wäre ich an deiner Stelle, mir eine von diesen beiden haushälterischen Nymphen zulegen.

L. Spotte nicht! wenn mich Ernestine wollte, ich würde mich glücklich schätzen.

G. Ei, so frage sie!

Lange that es, that es bald, und Ernestine ward seine Braut.

Brauns Hochzeit wurde in der Residenz mit vieler Pracht vollzogen und Gobel wußte es weislich zu verhindern, daß Lange nicht anwesend war, auch nichts von der Heirath seines Freundes auf dem Lande erfuhr. Luise machte durch ihre Kenntnisse und Schönheit bald Aufsehen in der Stadt, und stolz war Braun auf den Besitz einer solchen Gattin.

Braun hatte vorher im ledigen Stande keine Haushaltung geführt, hatte nur einen

Bedien-

Bedienten, wohnte zur Miethe und ging an die table d'hôte eines Gasthauses. —

Jetzt hatte er sein eignes Haus, seinen eignen Herd. Er war Ordnung gewöhnt und liebte sie; sonst war in seinem Zimmer alles auf seinem gehörigen Platz, jetzt lag alles untereinander, Staub und Spinnengewebe sah man auf allen Mobilien und in jeder Ecke; und kein gut gekochter Bissen kam auf seinem Tisch. Er zankte mit dem Gesinde, schaffte die Köchin ab, und nahm eine andere, und Luise ließ ihn gewähren, beschäftigte sich mit ihrem Putze, ihrer Lectüre und Musik, gab und nahm Besuch, und das ganze Hauswesen lag auf den Schultern des Ehemanns.

Jetzt fühlte er doch daß es nichts schaden könnte, wenn seine Gattin bei allen ihren Geschicklichkeiten auch die Kunst Hauszuhalten verstünde, denn schon überstiegen seine Ausgaben seine Einnahme beträchtlich. Mit sanften Worten bat er sie, ein wenig ihm die Haushaltung abzunehmen; Luise versprach es, und hielt Wort, aber alles ging dennoch ver-

kehrt, sie wußte nichts gehörig anzugreifen; die Zerrüttung seines Vermögens lag ihm vor Augen, er wurde mißlaunisch, und Luise um den Mißlaunen ihres Gatten zu entgehen, ließ sich jetzt wenig zu Hause blicken.

Er schämte sich zu klagen, doch überwand er sich endlich, und trug sein Leid seinem Freund Gobel vór. —

Deine Frau tanzt und singt wie ein Engel, spielt mehrere Instrumente meisterhaft, spricht französch, englisch, zeichnet, hat Bildung — Wirthschaft! Willst du denn, daß deine Frau ihre Gänse selbst stopfen, die Hühner füttern, und Butter und Käse machen soll. — Wofür hältst du denn das Gesinde? Gab ihn dieser auf seine Klage zur Antwort.

Geh zum Henker! rief Braun und verließ ihn.

Lange war bald mit seiner Einrichtung fertig, und führte Ernestine vier Tage nach der Hochzeit — die bei der Landräthin gehalten wurde, und wovon ebenfalls durch

Gobels Anstiften, sein Freund und Schwager Braun nichts vernahm, als seine Gattin nach seiner Wohnung. — Sie kamen dort noch früh am Tage an, und Ernestine foderte sogleich alle Schlüssel zu Kisten und Kasten, schloß Thüren auf und zu, besah alles im Hause, Hof, Küche, Keller und in den Stallungen, zählte das Federvieh, befühlte die Hühner und Gänse, und eilte vom Hof in Garten, vom Garten auf den Boden und in alle Ecken und Winkeln des Hauses wie Quecksilber umher. Erst Abends spät konnte der, über die häusliche Betriebsamkeit seiner Gattin höchst zufriedene Ehemann, seine Hälfte bei sich sehen.

Gott! mein Schatz! wie viele Bücher hast du? sagte sie zu ihm: was thust du denn damit. Da stehen so große in Schweinleder gebunden, das sind gewiß Hauspostillen, und so kleine närrische Dinger daneben, da kann doch nicht viel darin stehen.

Er. Das erste sind gelehrte, meistens juristische, die kleinen ästhetischen Inhalts.

Sie. Theetischischen Inhalts! ist denn ein Unterschied zwischen einem Thee- und Kaffetisch?

Er. Bist du keine Liebhaberin vom Bücherlesen?

Sie. O ja! wenn recht schnackisches Zeug darin steht; wie im gehörnten Siegfried, in der schönen Magellona, und in der asiatischen Banise; die haben wir alle bei der Mama gelesen, aber nur Sonntags Abends, eine Stunde lang; da haben wir manchmal recht gelacht. — Jetzt kam das Nachtessen, und lieb Ernestinchen hatte über jedes Gericht zu klagen; sie rief der Köchin und instruirte sie so genau wie sie in Zukunft dergleichen Gerichte machen sollte, daß dem Amtmanne der Angstschweiß über die Beredsamkeit und Geschicklichkeit seiner Gattin auf der Stirne stand. Endlich war das Nachtmahl und mit ihm die Belehrung der Köchin geendet, und nun glaubte Lange der Gesellschaft seiner Frau theilhaftig werden zu können, und zog sie zu sich aufs Sopha.

Er. Liebst du nicht die Musik, liebes Weibchen, und hättest du nicht Lust, da du noch jung bist, ein Instrument zu lernen?

Sie. Ja die Musik, die liebe ich abscheulich, besonders die Trompeten und Paukken; auch das Ding, sieht aus wie eine Trompete, man kann es kurz und lang ziehen, mag ich leiden, und die Maultrommel; die spielte unser Gänsejunge recht hübsch, machte aber allzeit ein schief Maul dazu, das gar possierlich ließ. Lernen möchte ich wohl ein Instrument, wenn du willst!

Er. Welches denn mein Herz!

Sie. Das Hackbrett.

Ein wenig Bildung könnte doch deinem Weibe nichts schaden, dachte Lange, und man ging zu Bette.

Lange war ein halber Langschläfer, aber unsanft wurde am andern Morgen sein Schlummer unterbrochen; Thüren wurden auf- und zugeschlagen und laut auf ließ sich die Stimme seiner Hälfte, die er vergebens an seiner Seite suchte, im Hause hören, sie zankte mit den Mägden und Knechten. Sein Schlaf

war einmal unterbrochen, er stand auf und kleidete sich an, da kam Ernestine in vollem Negligee und brachte eine Mixtur von Küchen, Schwein- und Kuhstallgeruche mit ins Zimmer, der ihn heftig auf die Geruchsnerven wirkte. Sie küßte ihn zum guten Morgen, und bat um Verzeihung, daß sie heute so spät aufgestanden sei, die Müdigkeit der Reise sei die Ursache, in Zukunft wolle sie allzeit mit Tagesanbuch aufstehen, das sei sie vom Hause her gewöhnt, und auch für eine Hausfrau nöthig.

Vergebens bat Lange, sie möchte Morgens länger an seiner Seite verweilen.

Morgenstunde hat Gold im Munde, eine Hausfrau muß die erste aus dem Bett, und die letzte hinein seyn; war ihre Antwort. Jetzt fiel es Lange ein, daß er doch sein Weib, seinen Nachbarn, und seiner Familie in der Residenz vorstellen müßte, und es wurde ihm Angst und bange; er dachte nach, daß er doch für sich in müßigen Stunden Unterhaltung bedürfe, daß öfters Fremde zu ihm kämen, die doch mehr, als von Hühner und Gänse spre-

chen wollte und seufzte bitterlich, da stand plötzlich Gobel hinter ihm.

Was der Henker! ist das ein Gesicht für einen Ehemann in der ersten Woche seines neuen Standes? rief dieser.

Lange öffnete dem Freunde sein Herz.

Aber beim Teufel! was willst du denn von deiner Frau? versetzte Gobel, nachdem er das Lamento seines Freundes angehört hatte: Ist sie nicht die beste Haushälterin; was willst du denn mit deiner Bildung? Weltbildung, weißt du nicht, ist nicht weit her, und gar nicht zum häuslichen Glücke nöthig, im Gegentheil nur demselben hinderlich. — Doch ein andermal mehr davon. Hier steht ein Wagen an der Thür, dich und dein Weib sogleich zu der Mutter zu bringen, dort ist etwas vorgefallen, das euere Gegenwart fodert; nichts trauriges, aber nothwendiges. Also kommt! und Lange mußte ungesäumt mit seinem Weibe in Gobels Gesellschaft den Wagen besteigen und fort ging es nach Brockdorf zu.

Dort war Gesellschaft, mehrere Bekannte und Freunde fand hier der Amtman, unter ihnen den Forstrath Braun.

Mein Schwiegersohn der Amtmann Lange, sagte die Landräthin zu Braun, wendete sich zu Lange und fuhr fort: Mein Schwiegersohn der Forstrath Braun.

Beide standen und sahen sich verwundernd an.

Schon lange kennt ihr euch, rief Gobel, aber noch nicht als Schwäger!

Ja meine Herrn, eure Weiber sind Schwestern, und ihr könnt Gott danken, daß ich sie für euch wählte; daher fein hübsch den Kuppelpelz mir bezahlt; denn ihr habt beide ein gutes Loos erhalten. Luise, kennt auch bei ihren schönen Künsten ganz das Nützliche und ist eine treffliche Wirthin, und Ernestine weiß bei ihren ökonomischen Kenntnissen nicht allein was ästhetisch ist, sondern fühlt es auch und übt es. Prüfet beide eure Weiber, und ihr werdet höchst zufrieden seyn. Ich nahm mir, als euer Freund vor, euch von eurer Narrheit zu heilen, die Kur hat an-

geschlagen; denn ihr habt eingesehen, daß nur das Weib den Mann ganz befriedigen kann, das das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden weiß. Und nun ist die Verstellung vorüber, zeigt euch Weiber in euerm natürlichen Zustande!

Schwer fiel mir es, und meinen Töchtern, fiel die Landräthin ein, in das Complott des Vetters Gobel einzugehen, als er uns den Plan mit ihnen vorlegte; allein sie wurden mir beide als brave Männer geschildert, nachdem ich mich nach ihnen erkundigt hatte; meine Töchter glaubten mit ihnen glücklich zu seyn, und so verfuhr ich leidend, und ließ den jungen Leuten ihre Rollen spielen.

Die uns sauer genug geworden sind! riefen beide junge Weiber, und küßten die Verzeihung ihrer Männer, die ihnen leicht zu erlangen ward, von ihrem Munde ab.

Auch arm waren sie nicht, denn die Landräthin händigte noch jedem Schwiegersohn am Abend 10,000 fl. Heirathsgut ein.

Unversöhnlichkeit bis zum Tode, Reue und Ersatz.

Wilhelm Burgheim und Gottfried Straube waren Jugend- und Universitäts-Freunde; auch da sie beide in ihrer Vaterstadt bei der Regierung als Assessoren angestellt waren, dauerte ihre Freundschaft fort. Damon und Pithias nannte man sie überall; wo einer war, sah man den andern, sie theilten, wie wahre Freunde sollten, ihre Freuden wie ihre Leiden mit einander. Beide besassen Kenntnisse, beide Bildung und eine schöne körperliche Gestalt. — Reich war Burgheim, Straube hatte sein gutes Auskommen. Jetzt wurde der erstere vielen, auch Straube vorgezogen, und wurde wirklicher Regierungsrath; mehr als er sich selbst, freuete sich darüber sein Freund, und ihre Freundschaft dauerte

fort. Da sahen sie einst auf einem Balle Luise Hellmann, die reitzende, tugendhafte Tochter einer Landraths-Wittwe, die erst kürzlich in die Hauptstadt mit ihr gezogen war; und beide liebten. Beide suchten Zugang im Hause der Landräthin, und bewarben sich um Luisens Gegenliebe. Diese gab vom Anfange keinen den Vorzug, aber endlich neigte sich ihr Herz zu Straube; sie gestand ihm Gegenliebe, und am nämlichen Tage verlobte sich dieser mit ihr; so bald er auch Rath sei, war seine Verbindung mit ihr festgesetzt. — Straube machte zuerst seinem Freunde sein Glück bekannt, dieser wußte wohl, daß jener sich um Luisens Liebe bewarb, glaubte aber, daß diese ihn, den reichen schon wirklichen Rath, der gleiche körperliche Vorzüge wie Staube hatte, wohl ihn daran noch übertraf, diesem nie nachsetzen würde. Ein Donnerschlag war ihm daher die Nachricht; lange stand er betäubt, endlich rief er aus:

Ha, Falscher! ist das deine so hoch gepriesene Freundschaft! Du wußtest es, du

hast es wissen müssen, daß ich Luise liebe, wie glücklich ich mit diesem Schatz seyn könnte; und dennoch stiehlst du mir ihn wie ein Dieb. — Entweder trete mir Luisen ab, oder nenne mich nie mehr Freund, ewiger Haß sei dir dann geschworen!

Fodere mein Leben, Burgheim! erwiederte Straube sanft, und gern will ich dir es opfern, aber nichts was meiner Ehre zuwider läuft. Luise hat mein Wort, ich werde es nie brechen, nur in ihr allein finde ich das Glück meines künftigen Lebens. Und das wolltest du mir rauben?

Geh Heuchler! rief Burgheim, und eilte in ein Nebenzimmer, das er verschloß. —

Straube ging, — zerfleischt war sein Herz, er hatte seinen Freund verloren; selbst Luisen gelang es nicht ihn zu trösten. Er machte Versuche, sich Burgheim wieder zu nähern — vergebens — dieser war nie für ihn zu Haus, seine Briefe an ihn wurden uneröffnet zurückgesandt, und sah er ihn am dritten Orte, so begegnete ihm dieser mit der größten Verachtung. —

Jetzt wurde Straube auch Regierungsrath, und bald darauf Luise die Seinige. Burgheim blieb ledig, sein Haß gegen seinen ehemaligen Freund hatte sich nicht vermindert, im Gegentheil bis zum höchsten Grade vermehrt. — Unverhofft that er noch eine grosse Erbschaft, ließ sich in Adelstand erheben, und wurde bald darauf Präsident der Regierung. Von diesem Augenblicke an war Straube bei seinem Amte wie in der Hölle, er wurde mit Arbeiten überhäuft, daß er manche Nacht am Schreibtische zubringen mußte; ohne Murren duldete er es, duldete die fast tägliche unverdiente Verweise des Präsidenten, seine manchmal höchst groben Ausfälle, und erwiederte alles mit der größten Sanftmuth. Straube war seinem Dienst gewachsen, genau erfüllte er seine Pflicht, auf diese Art war ihm also nicht beizukommen; Burgheim mußte ihn auf einer andern Seite angreifen, um seine Rache zu befriedigen: er that es.

Luise hatte kein Vermögen, und Straube, der ein höchst mildes Herz besaß, hatte viel

mit Wohlthun von seinem Vermögen zugesetzt, seine Einrichtung hatte ihm viel gekost, er lebte also beinahe von seinem Gehalte. Dieß alles war Burgheim nicht entgangen. Darauf bauete er den Plan seiner Rache. Straube hatte eine Kasse unter seinen Händen; die ihm aber immer ein wahres Heiligthum gewesen war. Eines Tags kam der geheime Secretair Wimmer, der sonst den Ruf eines rechtschaffnen Mannes, und Zugang bei Straube hatte, zu diesem mit verstörter Miene, und Thränen in den Augen. Bald wurde dieser von dem Regierungsrath bemerkt, der ihn bat, ihm sein Herz aufzuschließen. Lange weigerte sich dessen Wimmer; endlich auf langes Zureden gestand er, daß er sich für einen Freund mit 500 fl. verbürgt habe, daß dieser Freund aber auf einer Reise erkrankt sei, heute sollte er zahlen, oder ins Gefängniß wandern, er hätte vergebens von seinem harten Gläubiger nur acht Tage Aufschub begehrt, in welcher Zeit ihm bestimmt 800 fl. einkommen müßten; aber alles Flehen und Bitten sei umsonst. Der

Schimpf und Schande, die ihn, seine Frau und Kinder treffen würde, sei ihm unerträglich, und bringe ihn zur Verzweiflung.

Wie gern wollte ich ihnen helfen; sagte Straube, allein ich habe selbst keine zwanzig Gulden baar Geld im Hause, und wüßte mir auf diesen kurzen Zeitraum auch keines zu verschaffen. —

So bin ich verloren! rief Wimmer, denn ich gestehe es, auf Sie habe ich mein Vertrauen gesetzt. — Gott, mein Weib! meine Kinder!

Er wollte hinausstürzen, da bat ihn Straube auf einen Augenblick zu verziehen, ging ins Nebenzimmee und nahm 500 fl. aus der Kasse, die er dem Secretair mit Zittern übergab. Dieser dankte, versprach ohnfehlbar in acht Tagen zurückzuzahlen, und verließ den Arglosen.

Zufrieden, einem Nebenmenschen geholfen zu haben, brachte Straube den Nachmittag mit seiner Gattin und seinen zwei Kindern, einem Knaben von drei, und einem andern von zwei Jahren, in einem öffentlichen Gar-

ten zu. Er kam Abends nach Haus, und man denke sich seinen Schrecken, als er hier einen Commissär und Actuar vorfand; und ihm der erstere eröffnete, daß er den Befehl habe, seine Kasse zu revidiren. Jetzt sah Straube die Bosheit des Präsidenten, und sein Schmerz war grenzenlos. Er bat den Commissär nur wenige Augenblicke zu gedulden, und schickte Luisen eiligst ab, um bei einem oder dem andern Bekannten die fehlende Summe aufzufinden. Zwar kam diese mit dem Gelde, nachdem sie auf mehreren Orten vergebens war, und es endlich von einem Juden geborgt hatte, an; allein der Commissär war fort, die Kasse versiegelt, und ohnmächtig befand sich ihr Gatte unter den Händen der Domestiken.

Nach vielem Bemühen kam er zu sich, er wollte jetzt selbst zum Präsidenten, und man kündigte ihm Hausarrest an, dumpf in sich geschlossen wankte der Arme ohne einen Laut von sich zu geben, ohne Nahrung zu nehmen, umher. Da schrieb ihm einer seiner Mitcollegen, daß zwar die Untersuchung gegen ihn

niedergeschlagen sei, aber daß er seinen Dienst verlieren und eine kleine Pension erhalten würde.

Gott, ist es möglich! rief er: soll ich gebrandmarket vor der Welt stehen, soll mein armes Weib, meine Kinder Zeitlebens die Schande ihres Vaters umhertragen. Schrecklich! Ha Burgheim! du einst mein Freund! will dein Haß, deine ungerechte Rache mich verderben, so schone wenigstens dieser Armen!

Er setzte sich und schrieb an den Präsidenten, bat und flehte, erinnerte ihn an die ehemalige Freundschaft, die zwischen ihnen herrschte, an das, daß er Burgheim einst das Leben mit Gefahr des seinigen rettete, da er ihn aus den Fluthen zog, als er schon erstarrt ihre Beute geworden war, und bat ihn, ihm nur mit einem Ja, oder Nein zu antworten, ob er noch zu hoffen habe.

Die Magd, die er mit dem Billet an den Präsidenten abschickte, traf diesen in einer großen Gesellschaft beim Nachtmahle. — Es ist gut! sagte dieser, nahm das Schreiben, steckte es ungelesen in seine Tasche, und

ging nach dem Saale zurück. Da erblickte er auf seinem Stuhle, den er erst vor zwei Minuten verlassen hatte, Straube sitzen, todtenbleich war sein Gesicht und sein mattes Auge flehend nach ihm gerichtet; erschrocken bebte Burgheim zurück, da war das Phantom verschwunden. Vergebens suchte er sich zu sammeln, er war genöthigt eine Unpäßlichkeit vorzugeben, und begab sich in sein Schlafzimmer; hier zog er Straubes Billet hervor und las es — mächtig ergriff ihn sein Inhalt, sein Gewissen erwachte; Reue ergriff ihn, hastig nahm er Hut und Stock, und eilte des Regierungsraths Wohnung zu.

Zu spät — eben hatte der Unglückliche durch einen Pistolenschuß sein Leben geendet.

Er drängte sich durch die Menge der herzugeströmten Menschen, hier lag der Erblaßte mit zerschmettertem Haupte, über ihm die mit der Verzweiflung ringende Gattin. Sie wurde den Präsidenten gewahr, sprang vom blutenden Leichname auf, und rief, indem sie ihn zum Bette zog: „Sieh hier Bösewicht, dein Schlachtopfer!" — mehr konnte die Ar-

me nicht hervorstammeln, sie sank auf ihren Gatten und ihr Geist folgte dem seinigen nach; bewußtlos sank der Präsident nieder. —

Man mußte ihn nach Hause bringen, hier verfiel er in ein hitziges Fieber, in welchem er oft in schrecklichen Tönen die Namen Gottfried und Luise rief; sich selbst beschuldigte sie gemordet zu haben, mit Gewalt mußte man ihn vom Selbstmorde abhalten. Erst nach drei Monaten genaß er, aber Tiefsinn und Schwermuth lag auf seiner Seele, die Ruhe war auf immer aus seinem Herzen gewichen. Er fühlte sich zu allen Geschäften unbrauchbar, nahm seine Entlassung, und bezog ein Gut, das er im Auslande ererbt hatte. Hier lebte er ganz isolirt von der Welt, sah Niemand und ließ sich vor Niemand sehen; als ein Menschenfeind war er in der ganzen Gegend bekannt.

Aber kannst du; rief er eines Tages: dein Verbrechen nicht in etwas wieder gut machen! Vater und Mutter hast du Unglücklicher gemordet; dieß den Kindern zu ersetzen, ist unmöglich. Aber ihnen Vater seyn, sie

erziehen, zu guten Menschen bilden zu lassen, ihnen ihr künftiges Wohl sichern, und sie zu deinen Erben einzusetzen, das kannst du doch!

Er hielt es. Er reiste nach seiner Vaterstadt, und nahm die beiden verwaisten Kinder von Straube, denen nur wenig nach dem Tode der Eltern geblieben war, an Kindesstatt an, that dieselbe in eine gute Erziehungsanstalt, und verschaffte ihnen als sie erwachsen waren, einträgliche Stellen. In etwas beruhiget lebte er so noch zwanzig Jahre, und hinterließ sein ganzes großes Vermögen den Kindern seines durch ihn gemordeten Freundes.

Edelmuth und Belohnung.

August Hollfeld war nach acht vollen Jahren fast eben so arm von Ostindien, als er dahin ging, nach Europa zurückgekehrt. War seine Dummheit oder Ehrlichkeit daran Schuld, will ich nicht untersuchen; doch glaube ich das letztere. Denn dumm war Hollfeld keinesweges; auch hatte er manchen Dummkopf dort gesehen, der als Bettler da ankam, und nach einigen Jahren doch als ein Nabob heimkehrte, weil er es mit der Ehrlichkeit nicht so genau nahm; und doch blieb August arm. — In Gravesand trat er, nach einer fast acht Monat langer Seereise ans Land, nachdem das Schiff, worauf er sich befand und das von Madras aus abgesegelt war, 14 Tage auf dem Cap der guten Hoffnung, und sechs Wochen auf der Insel St. Helena, der dermaligen

kleinen Residenz des ehemaligen großen Kaisers der Franzosen, verweilt hatte. Noch glaubte er sich auf dem schwankenden Schiffe, und eilte mit weit ausgespreitzten Beinen dem Gasthofe zu; hier übte er sich in seinem Zimmer bei einem Glas Punsch einige Stunden lang im gewöhnlichen menschlichen Gange, um den Verdeckschritt sich abzugewöhnen, und reiste dann mit der Postkutsche nach London ab. Hier hatte er keine Freunde noch Bekannte; mit der ostindischen Kompagnie, welcher er gedient hatte, waren seine Sachen schon am andern Tage in einer Stunde abgemacht; er erhielt noch 20 Pfd. Sterlinge nebst seinem Abschiede als Gouvernements-Secretair, und stand nun isolirt in dem bunten Getümmel der Hauptstadt Englands.

Hollfeld war ein Deutscher, aber auch in seinem Vaterlande war keine Seele mehr, die er sein nennen konnte. Vater- und mutterlos war er nach vollendeter akademischer Laufbahn mit einem jungen Britten in dessen Vaterland gereist, durch ihn erhielt August

die Stelle als Secretair bei dem Gouvernement von Madras, die er nach acht Jahren wegen geschwächter Gesundheit in dem heissen Clima niederlegen, und nach Europa zurückkehren mußte. Sein Gönner, Lord Mellvill war abwesend und auf Reisen; so stand er allein ohne Amt, ohne Hoffnung in die Zukunft, ohne Freund und ohne Vermögen. Seine Gesundheit hatte sich zwar auf der Seereise gebessert, und dieß war sein einziger Trost, das Uebrige überließ er der Vorsicht. —

Hollfeld, jetzt zwei und dreissig Jahre alt, war ein schöner Mann, und schon in seiner Vaterstadt, auf der Akademie waren dem blühenden Jünglinge manche schmachtende Blikke von Weibern und Mädchen zu Theil geworden; allein damals war er bei allen Avancen, die man ihm gab, zu blöde, und in Ostindien konnten ihm die braungebrannten Schönen nicht gefallen; an weißen Mädchen fehlte es dort, und um europäischer Weiber-Gunst dort zu buhlen, dachte August zu edel. Er hatte also noch nicht geliebt, und jetzt, da

er mit Nahrungssorgen und dem Blick in sein künftiges Leben voll auf zu thun hatte, sah er auch die Schönheiten Londons ungerührt an.

So saß er an einem schönen Abende tief in Gedanken auf einer Bank in einer abgelegnen wenig besuchten Gegend des St. James Parks, als sich zwei Frauenzimmer ebenfalls auf derselben niederließen. Sie sprachen russisch, wovon Hollfeld nur wenig verstand. Die eine war eine Person bei Jahren, die andere ein junges Mädchen, kaum siebzehn Sommer alt, reitzend wie Venus als sie dem Meere entstieg. Staunend blickte August auf die Schönheit dieser halb aufgeblühten Rosenknospe, und Amor zog triumphirend in sein Herz ein. Er wollte diesem Trotz bieten, warf sein Auge seitwärts und nach einer Minute war es wieder voll auf die Reitze seiner Nachbarin gerichtet. — Er wollte sich entfernen um dieser Gefahr zu entgehen; da kamen zwei Zierbengel den Weg, blieben vor dem Frauenzimmer stehen, besahen sie unverschämt, ein jeder mit vier Au-

gen, und einer redete die jüngere in einer zottenreichen Sprache an; sie wollte sich mit ihrer Begleiterin entfernen, und mit Gewalt hielt man sie zurück. Flehend erhob sie ihr schönes Auge, mit einer Thräne beschwert, die ihr unschuldsvolles Herz darthat, zu Hollfeld empor. Rasch sprang dieser auf, und rief, indem er keine zweideutige Bewegung mit seinem Stocke machte: Meine Herrn! diese Damen, wie sie sehen, verlangen nicht ihre Bekanntschaft zu machen, aber die meinige können sie sogleich machen, wenn sie nicht ungesäumt aufhören die Frauenzimmer zu belästigen. Er bot dann den Damen seinen Arm, die ihn annahmen, und sich mit ihm entfernten.

Ein zweiter Don Quixotte! rief einer der beiden Herrn Augusten nach.

Der es mit euch zwei Windmühlen, nach Verlangen, aufnehmen wird, versetzte dieser, und fragte wohin er die Damen begleiten sollte.

In Golden square Piccattily wohnen wir, sagte die Aeltere und Hollfeld begleitete

sie dahin. An der Thüre wollte er Abschied nehmen, da bat ihn die Jüngere den Dank ihres Vaters mitzunehmen, und öffnete ein Zimmer. Aber der Vater, ein russischer Kaufmann aus Petersburg, der Geschäfte wegen vor Kurzem in London angekommen war, und den seine einzige Tochter, Chatinka, mit ihrer Wärterin dahin begleitet hatte, war ausgegangen. Noch einige Minuten verweilte August, dann ging er, Liebe im Herzen, nach seiner Wohnung. Sonst war sein Schlaf ruhig, denn er liebte ja nicht, und hatte ein gutes Gewissen; aber heute floh ihn dieser Wohlthäter, und er eilte, da kaum die Sonne sich zeigte, nach dem St. James Park. In Gedanken an Chatinka verloren, war er dem einsamen Orte nahe gekommen, und saß auf der nämlichen Stelle der Bank, wo gestern Chatinka verweilte, da erblickte er ohnweit im Grase ein Taschenbuch liegen, hob es auf, öffnete es um vielleicht den Namen des Eigenthümers zu finden, und fand darin eine Summe von 15,000 Pf. St. in englischen Banknoten, aber sonst nicht das geringste.

Da wäre ja dein Glück auf immer gemacht, rief ihm der Eigennutz zu.

Nein, nie auf diese Art! sprach seine Ehrlichkeit, und er folgte ihr.

Er verfügte sich sogleich in zwei Expeditionen von Tagesblättern, die am häufigsten gelesen wurden, und ließ seinen Fund bekannt machen; aber auch in dem Zeitraume von acht Tagen, nachdem er die Bekanntmachung noch zweimal wiederholt hatte, meldete sich Niemand.

Hollfeld besuchte die Börse und die ansehnlichsten Kaffeehäuser, um dort vielleicht Nachricht über seinen Fund einzuziehen, er las deßwegen alle Anzeigblätter, die er habhaft werden konnte, alles vergebens; er hörte nichts. Oft war er dem Hause vorübergegangen, worin Chatinka wohnte, hatte sie auch einmal am Fenster gesehen, und war von ihr als ein alter Bekannter gegrüßt worden. Eines Tags ließ ihn ein Kaufmann, dessen Bekanntschaft er zufällig gemacht hatte, zu sich rufen; und gab ihm die angenehme Nachricht, daß er als Commissär eines Hand-

lungshauses in Liverpool könnte mit einem guten Gehalt in London angestellt werden, wenn er die Stelle annehmen wollte und 4000 Pfund Kaution stellen könnte.

Wohl wollte ich die Stelle annehmen, erwiederte August, und glaubte auch ihr vorstehen zu können, allein die Kaution kann ich nicht stellen; zwar besitze ich 15000 Pf. St. aber es ist nicht mein Eigenthum; und hier erzählte er dem Kaufmann den Vorfall mit dem Taschenbuch.

Ihre Ehrlichkeit freut mich, sagte derselbe, und deßwegen will ich für Sie gut stehen, sie müssen die Stelle haben; reisen Sie daher ohne Zeitverlust nach Liverpool, ich werde ihnen ein Schreiben mitgeben. Und was ihren Fund betrifft, so legen Sie ihn so an, daß Sie jeden Tag, wenn Nachfrage, wie ich aber jetzt schwerlich mehr glaube, darnach geschehen sollte, denselben erheben können.

Hollfeld folgte den Rath des Kaufmanns, legte die 15000 Pf. in der Bank von England nieder; nahm das Schreiben seines Gön-

ners und reiste noch am nemlichen Tage nach Liverpool ab. —

Dort übergab er sein Schreiben, erhielt ohne weiters die Stelle und reiste, nachdem er angewiesen war, nach London zurück. Er war zu Pferd, vor ihm fuhr eine Postchaise, plötzlich sprengte ein Räuber ebenfalls zu Pferd mit der Pistole in der Hand auf einer einsamen Haide die Chaise an, schnell eilte Hollfeld zu Hülfe, und der Räuber, der ihn vorher nicht gewahr worden war, verließ in Eile seinen Raub und eilte davon.

Ein bejahrter Mann saß allein in der Chaise, dankte herzlich seinen Retter, und bat ihn Platz an seiner Seite zu nehmen; dieser that es, nachdem er sein Pferd am Wagen befestiget hatte.

Sie erreichten London, der Fremde bat August ihn nach seiner Wohnung zu begleiten; in Golden square Piccadily hielt die Chaise an eben dem Hause, wo diejenige wohnte, die Hollfeld nicht vergessen konnte. —

Der Fremde, Herr Kusatof, war Chatinkas Vater. —

Sieh hier meinen Retter aus Räubers Händen! sagte Kusatof zu seiner Tochter, indem er ihr August vorstellte.

Chatinka erkannte August, erröthete, und war kaum im Stand, ihm für die Rettung ihres Vaters zu danken.

Das ist er! stammelte sie, und verbarg ihr schönes Gesicht am Busen ihres Vaters.

Wer, meine Tochter? fragte Kusatof.

Der mich in St. James Park, unter seinen Schutz nahm, als mich zwei Unverschämte verfolgten, antwortete Chatinka.

Aha! rief der Vater; also eine alte Bekanntschaft! Du hast mir oft von deinem Schutzengel erzählt, jetzt ist er auch der meinige, du bist ihm also doppelt Dank schuldig. Wie willst du ihn denn belohnen? — Hastig band Chatinka ein kleines goldnes Kreutz von ihrem Halse, und überreichte es still und zitternd August.

Dieser nahm es mit den Worten: daß dieses Andenken nie aus seinen Händen kommen sollte.

Jetzt wollte der Vater ihm noch einen Ring, von ansehnlichem Werthe aufdringen, den aber August sich ernstlich verbat; aber die Einladung, bei Tische zu bleiben, konnte er nicht ausschlagen, und es entsprach auch dem Wunsche seines Herzens, so lang als möglich in Chatinkas Nähe verbleiben zu dürfen.

Während dem Essen machte sich Kusatof näher mit seinem Retter bekannt, und dieser sagte ihm: daß er Kommissär des Handlungshauses Maidon und Compagnie von Liverpool sei.

Schön! versetzte Chatinkas Vater: ich habe viel mit jenem Hause zu thun, und es war auch die Ursache meiner Reise nach Liverpool; oft schickt dieses Haus jemand nach Petersburg, vielleicht trifft dieses bald Sie, dann vergessen Sie nicht, daß dort ein Mann wohnt, der ihnen viel zu verdanken hat. — Ich werde wohl schwerlich mehr nach London kommen, auch habe ich hier in dieser Stadt kein Glück. Zweimal war ich hier, das erstemal verlor ich meine Gattin, die mich be-

gleitet hatte, durch den Tod, und dermalen wurde ich von einem Räuber angegriffen, und drei Wochen vorher verlor ich durch Nachläßigkeit mein Taschenbuch mit einer beträchtlichen Summe. August wurde aufmerksam. Haben Sie ihren Verlust nicht bekannt gemacht? fragte er Kusatof.

Kusatof. Nein! weil ich gewiß bin, daß ich es nie wieder bekommen hätte.

Hollfeld. Doch sollte ich denken, daß es noch Menschen gebe, die so ehrlich wären, einen solchen Fund, an seinen Eigenthümer, wenn er ihnen bekannt würde, zurückzustellen?

Kusatof. Da denken Sie besser von den Menschen wie ich.

Hollfeld. Ohnlängst las ich erst in mehrern Anzeigblättern einen solchen Fund angekündigt. Haben Sie es nicht auch gelesen?

Kusatof. Nein! ich lese dergleichen Blätter nicht.

Hollfeld. Das Gefundene war beträchtlich; es sollte sich auch in einem Taschenbuche befunden haben, dieses wurde von grünem Leder mit einem silbern Schlosse beschrieben.

Ku-

Kusatof. Bei Gott! das war meines! Können Sie mir nicht ein solches Anzeigblatt verschaffen?

Hollfeld. Mit vielem Vergnügen! Morgen früh will ich es ihnen um 11 Uhr überbringen.

Um die bestimmte Stunde kam August, Chatinka empfing ihn wie einen Freund, vertraut und herzlich; bald kam der Vater und Hollfeld gab ihm sechs Anzeigblätter, worin der Fund bekannt gemacht wurde; nachdem Kusatof gelesen, zog jener das Taschenbuch hervor und übergab es diesem mit den Worten:

„Ich war so glücklich Ihr Taschenbuch im St. James Park zu finden; hier ist es mit den 15000 Pfd. in Noten, die sich darin befanden, zwar nicht die nemlichen Noten mehr wie zuvor, weil ich die Summe in der Bank niedergelegt hatte, bis der Eigenthümer sich meldete, aber doch die nemliche Summe.“

Erstaunt blickte Kusatof Hollfelden an, öffnete das Taschenbuch, durchsah die Noten,

und rief: Sie sind ein ehrlicher Mann! Hier ist die Hälfte von dem, was ich schon für verloren hielt.

Allein vergebens war alles Zureden des Vaters und der Tochter, Hollfeld nahm nichts. Gerührt schloß ihn der Alte in seine Arme, und mit einem Blick, der Augusten mehr als Kronen galt, dankte ihm Chatinka.

Nur noch wenige Tage blieb Kusatof in London, August besuchte ihn täglich, und täglich entdeckte er mehr Vollkommenheiten an der Tochter. Oft wollte er ihr zu Füßen stürzen, und ihr seine Liebe entdecken, aber das Gefühl seiner Armuth hielt ihn von diesem Schritte ab. —

Endlich kam der Tag der Abreise; Kusatof nahm Abschied von Hollfeld wie von einem Sohne, Chatinka wie die scheidende Geliebte von ihrem Lieblinge — denn auch Chatinka liebte August — sie schieden; und nur Hollfelds Geschäften konnten ihn etwas zerstreuen, und den Schmerz lindern, dem er sonst sicher unterlegen wäre.

So vergingen sechs Monate, als er den Befehl erhielt unverzüglich in wichtigen Aufträgen seines Prinzipals nach Petersburg zu reisen.

Dort wirst du Chatinka sehen! rief er, und jede Minute Verzögerung war ein volles Jahr für ihn. Von Yarmouth ging er endlich mit einem Schiffe nach Copenhagen ab, wo er bald ein russisches fand, das ihn nach Petersburg brachte. — Kaum war er daselbst angelangt, als er nach Kusatof sandte, ihm seine Ankunft meldete, und um Erlaubniß ihm aufzuwarten bat. Die Antwort war: er würde mit Vergnügen am andern Tage zur Tischzeit erwartet.

Die Zeit bis dahin war ihm eine Ewigkeit; endlich erschien die Stunde und er ließ sich die Wohnung Kusatofs zeigen; man führte ihn nach einem prächtigen Haus, das eher dem Pallaste eines Fürsten als dem Wohnhause eines Kaufmanns glich. Bediente in reicher Livree führten ihn durch eine Reihe von prächtigen Zimmern nach einem großen

Saale, wo er eine ansehnliche Gesellschaft traf. Kusatof hieß ihn willkommen, umarmte ihn und stellte ihn den Gegenwärtigen vor. Chatinka fehlte; und August hatte nicht das Herz nach ihr zu fragen. Da trat Kusatof auf ihn, zog und ergrif seine Hand; Hollfeld! sagte er: Sie schützten meine Tochter in London, die ihnen unbekannt war, vor der Zudringlichkeit zweier Narren, das war Edelmuth; Sie retteten mich mit Gefahr ihres Lebens aus Räubers Händen, das war viel — aber Sie als ein armer Mann fanden mein Eigenthum, bewahrten es heilig, und gaben es mir zurück — das war mehr als Edelmuth; Sie schlugen damals meine Belohnung aus, und dieß machte Sie mir noch theuerer; ich nahm mir damals vor, Sie ihren Thaten gemäß zu belohnen, erkundigte mich in London nach ihnen, und hörte alles Gutes. — Sie sind nicht mehr Commissär des Hauses Maidon und Compagnie, auf meine Veranlassung sind Sie jetzt hier in Petersburg, und von heute an Theilnehmer meiner Handlung, die von nun an Kusatof und Hollfeld heißt,

und zur Zugabe empfangen Sie das beste was ich ihnen geben kann, die Hand meiner Chatinka, die Sie lieben — Väter sehen scharf — und die auch Sie liebt, und mit ihr ein Kapital von 300,000 Rubel. — Er öffnete eine Seitenthür, und geschmückt wie eine Königin, lag Chatinka in Augusts Armen.

Montmore,

oder

der Kampf der Freundschaft und Pflicht.

(Aus dem Moniteur.)

Reich hatte die Vorsehung den Baron von Montmore begabt. Ein großes Vermögen, eine treue liebevolle Gattin, zwei hoffnungsvolle Kinder und ein erprobter Freund waren ihm zu Theil geworden. Glücklich lebte er und zufrieden auf einem reitzenden Landgute, zwanzig Meilen von Paris in philosophischer Ruhe, ganz dem Wohle seiner Unterthanen und der Erziehung seines zwölfjährigen Sohnes. Carl war ein sanfter gutherziger Knabe, er schien dem Vater zu weich, besonders für jene Stürme zu seyn, die damals schon seinem Vaterlande in der Ferne drohten, und deren voller Ausbruch jeder

Weiser Galliens als unvermeidlich sah; darum gesellte der Vater den raschen Anton, den vierzehnjährigen Sohn des Pachters des Gutes, seinem Sohne als Gespielen zu, und ließ jenen wie diesen erziehen. Anton war voller Feuer, die Welt war ihm als Knabe schon zu eng, er wollte stets sein Töpfchen beim brennenden Aetna kochen, seine Hände im Ocean waschen. Trotz der Verschiedenheit der Gemüther wurden doch bald die Knaben die innigsten Freunde, jeder theilte dem andern etwas von dem, womit ihn Mutternatur zu reichlich begabte, mit; und so nur wurden sie brauchbar für die Welt, welches ohne diese Mittheilung nie geschehen wäre.

Da brach die Revolution aus; kühn vertheidigte der Baron die Rechte seines Königs, obgleich er die Laster der Großen, die dem Volke, nicht die Schwäche Ludwigs den Stoff zur Revolution gaben, eben so verabscheute und verdammte. Montmore wurde ein Opfer der Volkswuth, und nur durch die Fürsorge Loisons, Antons Vater, wurde seine Gattin mit Carl und der erst achtjährigen

Antoinette gerettet; unter seinem Schutze erreichten sie mit einer ansehnlichen Summe Geldes, und beträchtlichen Juwelen Frankreichs Grenzen.

Auch Anton hatte bis hieher die unglückliche Familie begleitet, hier mußte man sich trennen. Mit zitternden Armen, bei bang klopfendem Herzen umschlossen sich die jungen Freunde, heiß brannten ihre Lippen beim Abschiedskusse auf einander; Carl schwankte, er schrie auf und sank bewußtlos in Antons Arme, da drückte dieser den letzten Scheidungskuß auf seines Freundes Stirne, Thränen entstürzten seinen Augen und er trat rasch den Rückweg an. —

Die Güter der Ausgewanderten wurden verkauft; Loison eilte nach Paris und kaufte das Gut an sich, die Mobilien waren größtentheils verschont geblieben, und er ließ alles in dem Stande, wie es sich bei des Barons Zeiten befand. Er selbst bewohnte noch immer seine ehemalige Pächterwohnung, nur mußte er dem Bitten Antons nachgeben, daß

dieser das Zimmer seines Freundes Carl bewohnen durfte.

Loison wollte seinen Sohn zum Landmanne bilden, aber bald sah er ein, daß sein Wunsch an dem, immer noch zu feuerigen, Jünglinge scheiderte, er gab endlich dessen Verlangen nach, und Anton trat in Militair-Diensten. Vergebens hatte Anton auf Nachricht von seinem Freunde und dessen Familie gehofft, er erhielt keine.

Frau von Montmore war mit ihren Kindern in das nördliche Deutschland geflüchtet, und hatte in Hamburg ihre Gelder, nachdem sie alle unnöthigen Juwelen verkauft hatte, bei einem Kaufmanne niedergelegt; die Interessen davon reichten hin für die Familie, wohl nicht glänzend, doch ohne alle Noth leben zu können. Carl ging nach Kiel auf die dortige Universität, und Antoinette, deren Schönheit sich täglich mehr entwickelte, ward unter den Augen ihrer geistreichen und tugendhaften Mutter, die wie ein Cherub vor das Herz ihrer Tochter trat, erzogen und gebildet. Sie war der Lebenshauch in der

Brust ihrer Tochter, und diese entsprach völlig in allem den mütterlichen Wünschen.

O wenn ein Mädchen die schönen Vorbilder seiner Eltern durch Nachzeichnung ehrt, wenn es empfänglich für Geistesbildung ist, wenn Fleiß, Ordnung und Häuslichkeit ihm heilig sind, und der reine Eifer, dem Mitmenschen zu dienen, seinen Busen erwärmt, o dann ist es würdig, daß um seine Hand ein Biedermann wirbt, welcher Gefühl für den hohen Werth einer solchen weiblichen Seele hat, und sie zu belohnen versteht.

So ward Antoinette.

Carl kam nach drei Jahren von Kiel zurück, mit der vollen Kraft des Mannes gegürtet, gesund, mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert, mit einem edeln Herzen, entfernt von allen Lastern.

So war Carl. So waren die Geschwister, aber auch auf der reitzendsten Fläche der Erde springt ein Thränenquell, und sie sollten ihn rieseln sehen, ohne es zu ahnen.

Ein großer Banquerott eines Hauses in London zog mehrere nach sich, auch der Kauf-

mann fiel, bei dem Frau von Montmore ihr Vermögen stehen hatte; sie verlor fast alles. Dieser unvermuthete Schlag untergrub ihre, ohnehin schwache, Gesundheit, und bald standen Carl und Antoinette am Sarge ihrer Mutter.

Da standen sie die Verwaisten isolirt von allen Bewohnern der Erde; aus dem mittlern Wohlstande plötzlich in die größte Armuth hingeschleudert, ohne Hülfe, ohne Trost sogar, ausser dem, den sie sich wechselsweise mittheilten.

Carl, als einem wohlgebildeten Jünglinge, der Kenntnisse besaß, stand freilich die Welt offen; aber konnte er seine Schwester ihrem ungewissen Schicksale überlassen? Konnte er das zwar höchst tugendhafte, aber mit den Menschen unbekannte Mädchen, der Verführung der Welt Preis geben? In ihrem Vaterlande hatten sie keine Verwandten, ihre Güter waren in fremden Händen; freilich dachte Carl an den Freund seiner Jugend, an Anton, aber wo weilte dieser? Konnte ihn und seinen Vater nicht auch die Revolu-

tion, gleich so vielen Tausenden verschlungen haben?

Da zeigte sich auf einmal einige Hülfe. Die russische Fürstin N. kam nach Hamburg, um von da ihrer Gesundheit wegen nach Italien zu reisen; sie suchte eine Gesellschafterin, Antoinette wurde ihr empfohlen, sie gefiel der Fürstin, und diese nahm sie mit sich. Carl raffte die Trümmer des kleinen Vermögens zusammen, gab das meiste seiner Schwester und ging nach England, wo er bald eine Offiziersstelle erhielt, und nach Westindien abging.

Anton Loison, obgleich er einsah, daß Frankreich, beherrscht durch einen Despoten, nach dessen eisern Willen höchst ungerecht verderbliche Kriege führte, that seine Schuldigkeit seinem Stande gemäß; war tapferer Krieger, aber auch Mensch dabei, und errang dadurch die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Nebenkameraden. Er wurde bemerkt, wurde Offizier, stieg von Stuffe zu Stuffe und war im Jahre 1808 bereits Major. Da starb sein Vater, und er eilte von der

Armee nach Haus seine Erbschaft zu ordnen, und dann zu neuen Siegen zurückzukehren. In der Gegend von Genf verweilte er einige Tage, und streifte in jener anmuthigen Gegend umher. Eine Villa, die nicht weit vom See entfernt mit ihrem Portikus von weißem Marmor auf einem grünen Hügel stand, zog seine Aufmerksamkeit an. Oft sah er ein Mädchen unter der Halle sitzen, einmal mit einer Dame die ihre Mutter zu seyn schien; zu seinem Erstaunen sprachen ihn in dem Gesichte des Mädchens bekannte Züge an; er trat näher, grüßte und redete die Damen in seiner Muttersprache an: Die Aeltere antwortete, ließ sich mit Loison in ein Gespräch ein, und bat ihn endlich auf eine Tasse Thee.

In tiefen unruhigen Gedanken irrte den Abend Anton umher; das Mädchen hatte Eindruck auf sein Herz gemacht. Er blieb die Nacht im Freien, träumte von einer seligen Zukunft. Da ihn aber die Sonne aus seinen halbwachen Träumen weckte, da stürzte die Welt, die er in Träumen gebaut, zusam-

men, und ihm blieb nichts, als die gewöhnliche Welt. Denn es mußte eine sehr vornehme Familie seyn, er hatte Bedienten in der reichsten Livree, die kostbarsten Meublen im Hause, die Sitten der vornehmsten Welt dort gesehen — und er? Er warf einen kalten Blick hinüber auf die Säulenhalle, aber dennoch brannte es in seinem Herzen. Bald aber brachte er in Erfahrung, es sei die russische Fürstin N., die jene Villa bewohne, und jenes Mädchen sei ihre Gesellschafterin.

Da sah er am dritten Tage zwischen den Säulen etwas Weißes, und bald stand er vor der Villa. Es war dießmal die Fürstin; sie empfing ihn mit aller Güte, und befahl einem Diener Antoinette zu rufen. Da hatte er den Namen des Mädchens, dieser und die ihm bekannten Züge — was sollte er denken? Da kam sie — ja es war Antoinette von Montmore, die Tochter seiner Wohlthäter, die Schwester seines Jugendfreundes. Er gab jetzt sich ihr zu erkennen — Thränen der Rückerinnerung entströmten mit jenen der Freude über Antoinettens Wangen. Man

erzählte und die Fürstin, die Antoinette wirklich wie eine Tochter liebte, nahm herzlichen Antheil. Jetzt erfuhr Loison den Tod der Frau von Montmore, und die traurigen Umstände der Geschwister, da entstand ein Plan in seiner Seele, der bald zur Reife gedeihete.

Antoinette hatte kurz zuvor Briefe von ihrem Bruder, der sich in Jamaica befand, erhalten, und theilte die Adresse Loison mit. Dieser nahm Abschied, bat um Erlaubniß bei seiner Rückkunft aus Frankreich wieder auf der Villa zusprechen zu dürfen, und gerne wurde diese ihm von der Fürstin, lieber noch von Antoinetten ertheilt.

Loison eilte auf das Gut, wo sein Vater gestorben war, fand ein ansehnliches Vermögen in baarem Gelde, und nebst diesem noch ein anderes Gut in der Nähe von Montmore als sein Eigenthum. Einem redlichen Manne trug er die Verwaltung dieser zwei Güter auf; und jetzt schrieb er an seinen Freund Carl nach Kingstown auf Jamaica. —

„Freund! Vor wenigen Tagen erst war ich so glücklich Deinen Aufenthalt, den ich viele Jahre zu erforschen vergebens suchte, durch deine Schwester zu erfahren. Ich traf Antoinette ohnweit Genf bei der Fürstin N.; da ich auf der Reise nach unserm Vaterlande war, um den Hinterlaß meines Vaters in Besitz zu nehmen; unter diesem finde ich eine Summe von 60,000 Fr., die Dein Vater beim Ausbruch der Revolution vergraben, und die der meinige zu finden das Glück hatte. Das Haus Parisch und Comp. in London wird Dir dieses Geld bei Deiner Ankunft daselbst, welche bald, wie ich von Deiner Schwester hörte, erfolgen wird, auszahlen. Solltest Du dich nicht nach Deinem Vaterlande zurücksehnen, wo Du jetzt ungestört erscheinen könntest? Denke wenigstens, daß hier ein Freund weilt, der nur dann sich glücklich schätzen würde, wenn er Dich in seine Arme schliessen könnte. Mit Sehnsucht erwartet ein Schreiben von Dir

Dein

Anton Loison.“

Die-

Dieses Schreiben erhielt Carl Montmore erst in London, nachdem er als Hauptmann von Westindien dahin zurückgekehret war. Das Geld wurde ihm ohne Schwierigkeit sogleich ausgezahlt, und er schrieb an Anton: daß er sich zwar herzlich sehne sein Vaterland, und besonders ihn den Freund seiner Jugend wieder zu sehen, allein da er dermalen, nachdem er aus englischen Diensten seinen Abschied genommen, sich als Kammerherr bei seinem rechtmäßigen Könige Ludwig dem Achtzehnten, hier in London befände, so litten die Umstände es keineswegs seinem Wunsche Erfüllung zu geben, bis jene sich ändern sollten.

Diese Umstände änderten sich wirklich. Napoleon hatte nolens volens dem Könige Platz gemacht, und Montmore zog an Ludwigs Seite in Paris ein. Sogleich eilte Loison, der jetzt Oberster war, in die Arme seines Freundes. Herzlich und offen war der Willkomm der Freunde. Carl war Gatte und Vater. Er hatte in Julien Varennes, der Tochter eines Ausgewanderten, ein gutes

treues Weib, mit ihr aber keine Reichthümer erhalten. Anton nöthigte ihn eine kleine Reise nach seinem Gute Blaumonte zu machen; da ließ Loison den Kutscher rechts einlenken.

Wohin führst du mich? rief Montmore: das ist der Weg —

Nach Montmore! Ja! unterbrach ihn Loison: nach deinem Eigenthum. Mein Vater kaufte es für dich, und verwaltete es seither nur für den Sohn seines und meines Wohlthäters.

Carl fand dort alles in den besten Umständen, so wie er es als Jüngling verlassen hatte, er mußte Besitz davon nehmen, und Loison nahm nicht einmal die Kaufsumme zurück. — Aber er bat um Antoinettens Hand, und diese, die bald darauf bei ihrem Bruder ankam, und Loison liebte, wurde bald dessen Gattin. —

Wie Eine Familie lebten die Freunde, bald in Montmore, bald auf dem nahen Gut

Loisons Blaumonte; da kam Napoleon von Elba zurück, der gute Ludwig mußte abermals aus seinem Erbreiche flüchten, und Montmore begleitete ihn. — Loison übernahm wieder sogleich das Gut seines Freundes und besorgte es wie das seinige, auch folgte er nicht dem Banner des Thronräubers, den er jetzt zu hassen anfing, obgleich er auch die Bourbons — die er nur als schwache Fürsten unfähig Frankreich zu beherrschen hielt — nicht liebte. Dieses war das einzige, worin er nicht mit seinem Freunde gleich dachte; der Ruhe und Vermögen, Blut und Leben für diese hinzugeben, bereit war. —

Jetzt war endlich nach kurzer Zeit Napoleons Macht auf immer zertrümmert und Ludwig kehrte zum zweitenmal nach seinem Erbreiche zurück, mit ihm Carl von Montmore, dessen Treue der König mit einer ansehnlichen Bedienung, in der Nähe seiner Person belohnte. Carl war also genöthigt in Paris zu leben, und dahin zog jetzt auch Loison mit seiner Gattin, und ihre Güter wurden einstweilen verpachtet. —

So lebten die Freunde wieder einige Jahre glücklich bis zum Ende des Jahres 1820, wo ihr Glück auf eine schreckliche Art und leider auf immer zerstört wurde.

Loison war seit einiger Zeit tief nachdenkend und zerstreut. Antoinette glaubte die Liebe ihres Gatten verloren zu haben, und trauerte im Stillen. Montmore, dem das Betragen seines Freundes, der ihn jetzt vernachlässigte und die Thränen seiner Schwester auffiel, setzte jenen, aber ohne Vorwürfe, zu Rede. Nur tiefe Seufzer waren Loisons Antwort; doch versicherte er seinem Freunde Carl, daß weder seine Freundschaft gegen ihn, noch die Liebe zu seiner Gattin erkaltet sei; bat Montmore seine Stelle bei Hofe niederzulegen und auf ihren Gütern zu leben. Montmore bat sich Zeit aus, jetzt, sagte er, sei es ihm ohnmöglich seinen Monarchen zu verlassen, da verborgene Feinde seinem Throne nicht allein, mehr noch seiner Familien-Glückseligkeit drohten. — Es war kurz nach der Ermordung des Herzogs von Berri. —

Loison senkte bei diesen Worten sein Auge zum Boden, und ein tiefer Seufzer entquoll seiner Brust. —

Wenige Tage darauf entdeckte Antoinette ihrem Bruder, daß fast jede Nacht mehrere tief Vermumten sich in ihrem Hause versammelten, mit denen sich ihr Gatte einschließe, und es sei jedem im Hause streng verboten sich der Thüre des Gemaches zu nahen. —

Den andern Tag erschien Loison bei seinem Schwager; zerstört war seine Miene, unruhig sein Gemüth. Montmore schloß den Freund in seine Arme, und beschwor ihn seinen Kummer mit ihm brüderlich zu theilen.

Fliehe Paris, rief jener, ich beschwöre dich!

Warum? fragte dieser verwundert.

Nun so wisse es — nur noch wenige Tage; so wird Blut in Strömen hier fließen, die Bourbons werden fallen, hundert Dolche sind gegen ihr Leben bereits gezuckt und einer dieser Dolche zittert in meiner Faust — rief Loison, und stürzte verzweifelnd fort.

Vor Schrecken einer Statue gleich, stand Montmore. — Was sollte er thun? Seinen Monarchen mit dessen Familie retten, und seinen Freund, seinen Schwager, seinen Wohlthäter verrathen. Schrecklich tobte der Kampf der Freundschaft und Pflicht in seinem Herzen. Hier war keine Zeit zu verlieren, er mußte wählen, und er wählte die — Pflicht.

Mit blutendem Herzen eilte er zum Minister R., entdeckte ihm alles, und noch am nemlichen Abend wurde Loison in seinem Hause mit mehreren der Verschwornen ergriffen. Man fand hinlängliche Beweise ihrer Schuld.

Jetzt erst entließ der Minister Montmore aus seinem Hause, in welchem er ihn der Vorsicht wegen aufgehalten hatte, er stürzte nach seiner Wohnung, hier fand er Antoinetten in Verzweiflung über das Loos ihres Gatten.

Ich! Ich bin sein Mörder! rief Montmore, und stürzte leblos nieder. Mit vieler

Mühe wurde er zum Leben zurückgebracht, aber nie zur Ruhe; stündlich peinigt ihn das Andenken an seinen Freund, der für seine Schuld gebüßet hat; so schwindet der Arme in Gram und Leiden als ein Opfer, das er der Pflicht vor der Freundschaft in sich selbst darbrachte, dem Grabe zu. —

William Davenant,

oder

eine edle That bleibt nie ohne Lohn.

(Eine wahre Geschichte.)

William Davenant war der Sohn eines Kaufmannes zu London, welcher vor sechszehn Jahren seine Familie verlassen hatte, um in Ostindien, seine in England ohne Schuld zerrütteten Glücksumstände zu verbessern. Seine Gattin führte einen kleinen Handel fort, und ernährte sich mit ihrem Sohne, der damals bei der Abreise seines Vaters sechs Jahre, und einer Tochter Betty, die vier Jahre alt waren, damit kümmerlich.

William wuchs heran und lernte bei einem Freunde seines Vaters die Handlung, war treu und fleißig und kehrte in seinem

achtzehnten Jahre in sein elterliches Haus zurück, um selbst im Comptoir der, ihm einst zufallenden, Handlung zu arbeiten. Diese war durch mehrere eingelaufenen Gelder von unbekannter Hand unter der Zeit ziemlich gehoben worden.

Vom Vater war keine Nachricht, seit seiner Abreise angelangt, dieß war das einzige, was Mutter, Sohn und Tochter oft schmerzhaft fühlten, obgleich sie sonst keine Ursache hatten der Zukunft mit Bangigkeit entgegen zu sehen. Sie zweifelten zwar nicht an dem Leben des geliebten Vaters, weil sie muthmaßten daß das Geld, welches sie von unbekannter Hand erhielten, sicher von diesem herkommen müsse. —

William brachte, wenn seine Geschäfte zu Haus beendigt waren, die meiste Zeit im Hause seines ehemaligen Lehrherrn M. Donley zu, den er als seinen Vater und Lehrer zu ehren und zu lieben gewohnt war. Mehr noch als dieses zog ihn dorthin die sechszehnjährige Alwina, die Tochter Donleys und Freundin seiner Schwester Betty. William

liebte dieses reitzende Mädchen, und ward von ihr geliebt. Da zerknückte ein bösartiges Fieber diese aufbrechende Rose. Alwina starb. —

Von dieser Minute an war Williams Seele verfinstert. Er — der sonst muntere, fleissigthätige Jüngling ward ernst, düster, floh die Arbeit, und schwärmte in einsamen Gegenden umher. Nirgends fand er Ruhe; er war sich selbst zur Last. Jetzt erst fühlte er, wie sehr er Alwina, die er nun ewig verloren hatte, geliebt habe.

Vergeblich war der Trost seiner Mutter und Schwester, welche die Leiden seines Herzens mit ihm fühlten und theilten; er erklärte er habe keine Rast mehr im Vaterlande, keine Ruhe mehr auf dem Boden, wo er sein Liebstes verloren, er wolle nach Ostindien und dort seinen Vater aufsuchen.

Die Mutter erschrack über diese Aeusserung ihres Sohnes, allein er blieb fest bei seinem Vorsatze.

„Ich weiß, sagte er, welchen Schmerz ich Ihnen dadurch veranlasse, ich ehre ihn.

Sie verloren den Gatten, Sie sollen den Sohn verlieren. Es ist hart! aber ich fühle, daß ich auf Englands Boden bald ein Opfer des Todes seyn würde. Hier ist mein Tod gewiß, dort nicht. Ich flehe um Ihre Erlaubniß, Kriegsdienste bei den Truppen der ostindischen Compagnie suchen zu dürfen. Es würde meinem kindlichen Herzen schrecklich wehe thun, ohne von Ihrem mütterlichen Segen geleitet, scheiden zu müssen. Und doch müßte ich dieses, denn mein Entschluß ist fest, und mir ahndet es, ich werde dort wieder glücklich in Indiens Gefilden."

Mit Thränen gab die Mutter ihre Einwilligung. William ward Kadet bei dem vierten Cavallerie-Regimente des Gouvernements von Madras. Seine Gönner versahen ihn mit Empfehlungsschreiben an den damaligen Gouverneur Barlove und an den General Cloos. Mistriß Davenant setzte die Equipage des Sohnes in Stand und so ging er im Jahre 1805 im October von England nach Ostindien ab. Die Segenswünsche sei-

ner Mutter und Schwester und aller Freunden begleiteten ihn.

Im Monate Februar 1806 landete er zu Madras, lernte bald den Dienst bei seinem Regimente, das damals in Bengalore an der Küste von Malabar in Garnison stand, und ward nach Verlauf eines Jahres schon Offizier.

Gleich nach seiner Ankunft in Indien hatte er sich genau nach seinem Vater erkundiget, allein Niemand kannte hier einen Davenant.

William fand im Dienste Beschäftigung und Zerstreuung, und diese legten den Grund allein zur Heilung seines Schmerzens. Anfangs suchte er aus Mißmuth und Lebensüberdruß im Felde den Tod; aber er fand ihn nicht, wohl aber wurden seine Thaten, die man der Tapferkeit allein zuschrieb, mit Würden und Ehren belohnt. Nach und nach gewann er das Kriegshandwerk lieb, war mit Leib und Seele Soldat, und einer der tapfersten und geehrtesten Offiziere in der Armee. Dabei hatte er ein menschenlieben-

des Herz, was jedem wahren tapfern Krieger eigen ist. Schon im Jahre 1809 war er Rittmeister. Aber noch keine Spur von seinem Vater konnte er finden; auch wurde ihm von Hause geschrieben, daß seit seiner Abreise von England keine Gelder mehr von jener unbekannten Hand eingegangen seien — er und die seinigen glaubten also der Vater sei todt; und beweinten ihn von Herzen.

Da zog ein starkes Corps von 36,000 Mann unter dem Befehle des Generals Cloos im Jahre 1809 gegen den Aufrührer Ameer-Chan, der die Landen des jungen Holckars, des Maratten-Fürsten, der damals im Schutze der ostindischen Compagnie stand, nicht allein verwüstete, sondern auch in das Reich des Königs von Golconda, des Bundesgenossenen Englands eingedrungen, dessen Truppen geschlagen hatte, und Miene machte selbst in das Gebiet der Compagnie einzufallen.

Die Armee der Verbundenen zog sich gegen diesen Räuber, der bei 60,000 Mann stark war, bei Jaulna im Königreiche Golconda zusammen und marschirte nach Husinga-

bad am Fluße Narrabuda dem Feinde entgegen. Williams Regiment befand sich dabei.

Ameer-Chan hatte kurz zuvor an 300 Mann von den Truppen des Nizams, Königs von Golconda gefangen bekommen, und die Unglücklichen alle bei den Füßen in einem Walde aufhängen lassen. Die englischen Truppen fanden die Armen, und der General Cloos befahl, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, sobald man Gefangene von dem Corps des Rebellen mache. —

Rittmeister Davenant war der Erste der mit einem Trupp seiner Leute den Befehl erhielt einen Streifzug seitwärts zu machen. Hier war es, wo die seinigen an 50 Personen einbrachten, die in einem Dorfe von Ameer-Chans Armee zurückgelassen waren, und so gefangen wurden. —

Williams gefühlvolles Herz bebte, da er nach dem Befehl des Generals an das traurige Loos dachte, das diesen Menschen bestimmt war. Allein er mußte dem Befehl gehorsamen und die Gefangenen nach dem Lager bei Hussingabad senden. Eben sollten diese

dahin unter starker Begleitung abgehen, als William einen Maratten auf sich zusprengen sah, er hatte ein weisses Tuch an einen Stock gebunden und noch dabei einen grünen Zweig zum Friedenszeichen in der Hand.

Der Maratte sprang vom Pferde und fiel vor William zur Erde nieder; dieser hieß ihn aufstehen und fragte nach seinem Begehren.

Herr! rief der Jüngling, der seines Anzuges und seines höchst schönen Pferdes mit kostbarer Decke nach, vornehm schien, Herr! ihr habt meinen alten Vater gefangen bekommen, dort steht der Greis, betrachtet seine zitternden Glieder, sein durch Alter gebeugtes Haupt, er wird, sollte ihm auch euer Feldherr das Leben schenken, doch der Härte einer, auch nur kurzen, Gefangenschaft sicher unterliegen. Sehet aber mich, jung, des Krieges und seiner Beschwerden doch schon gewöhnt, bin ich stark genug die härteste Gefangenschaft zu dulden — ja bereit den Tod zu leiden. Herr! nehmt mich zu euerm Gefang-

nen! ich flehe euch bei dem höchsten Wesen, und gebt meinen alten Vater frei!

Gerührt ward William durch diese edle Kindesliebe, er gedachte seines Vaters, zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sprach:

„Nimm hin edler Sohn deinen Vater, er sei frei, und du mit ihm.“

Möge Gott deinen Edelmuth lohnen braver Weißer! rief der Jüngling, umfaßte seinen Vater, hob ihn aufs Pferd, und floh mit ihm dahin.

William fühlte, daß er eine edle That gethan hatte, und war schon in sich belohnt; doch sein Lohn dafür ward noch größer, er gründete sein ganzes Glück in die Zukunft.

Auch die übrigen Gefangnen empfahl er dem Befehlshaber; und dieser war so menschlich, daß er nicht Grausamkeit mit Grausamkeit lohnte und sie nur in einer erträglichen Gefangenschaft hielt.

Kaum vierzehn Tage darauf, als schon der Aufrührer mit seinem Corps zurückgedrängt war und völlig besiegt schien, hatte

William

William das Schicksal ebenfalls bei einem Streifzuge durch eine Horde Araber, die im Dienste Ameer-Chans stand, nachdem er verwundet worden, nach einer tapfern Gegenwehr gefangen zu werden, und ward ohne Verzug in das ziemlich ferne Hauptquartier des Ameer-Chans gebracht, der ihn sogleich mit schweren Ketten beladen und nach einem Fort fast an der persischen Grenze bringen ließ.

Im englischen Lager wurde William, den einige seiner Leute die zurückgekehret waren, verwundet hatten fallen sehen, für todt gehalten, und von jedermann, der ihn kannte, herzlich bedauert. Bei der Ankunft Williams im Forte Natore wurde derselbe mit noch ungeheilter Wunde in ein enges Gefängniß geworfen und dort mit schweren Fesseln bei Wasser und Reis angeschmiedet. Hart waren seine Leiden und oft wünschte er sich den Tod, den er als den einzigen Erlöser seiner Qualen betrachtete. So lag er eines Tages auf seinem elenden Strohlager, als ein ungewöhntes Getös sich vernehmen ließ. Es

war die Ankunft Ameer-Chans, die dieses verursachte. Dieser war von den Engländern völlig geschlagen auf der Flucht nach Persien, wo er eine Freistätte zu finden hoffte; er kam nur hieher, um die geraubten Schätze, die er im Forte niedergelegt hatte, mit sich zu nehmen. Da fielen ihm die hier gefangnen Engländer ein, Rache kochte in seinem schwarzen Herzen, er befahl sie vorzuführen, und sie sogleich im Hofe niederzuhauen.

Die armen Schlachtopfer erschienen, unter ihnen William Davenant, und diesen, als Offizier, befahl der Wüthrich zuerst zu tödten. Schon waren die Damascener Klingen seiner Trabanten entblößt um den Todesstreich zu führen, da sprang plötzlich ein junger Mann mit gezognem Säbel aus dem Gefolge Ameer-Chans hervor, und stellte sich vor William.

Halt! rief der junge Maratte, (es war der nämliche dem William seinen Vater wieder gab.)

Halt! so lange ich lebe, sollt ihr diesem Manne kein Leid thun! Die Trabanten wichen auf dieses Wort des jungen Muley-Hassan, den sie als ihren Vorgesetzten ehrten und seiner Tapferkeit und Güte wegen liebten, zurück.

Wer widersetzt sich meinem Befehle! rief Ameer-Chan. —

Ich! sagte der Jüngling. Ich Muley-Hassan, der Sohn des Nabobs Murtazan, den dieser edle Europäer bei Hussingabad gefangen bekam, und ihn mir auf meine Bitte wieder frei in meine Arme gab. — Mein Vater theilte seine Reichthümer mit dir, Ameer-Chan, seine Macht und war dein treuester Anhänger, ich sein Sohn — ferne sei es zwar von mir meine eigne Thaten zu rühmen; aber Lohn dafür verlange ich — ich sein Sohn rettete dir bei Marabad, noch sind es keine acht Tage, dein Leben. Jetzt fodere ich den Lohn, den ich sonst nie begehrt haben würde: Gieb mir diese Gefangene!

Nimm sie! rief Ameer-Chan, und begab sich ins Innere des Fortes.

Ihr seid frei! sagte Muley Hassan zu zehn Europäer: geht zu den Eurigen, und mein Dubaschi (Haushofmeister) soll jedem 10 goldne Mohrs Reisegeld auszahlen. Du aber — er wandte sich zu William — du edler Mann bleibst noch kurze Zeit mein Gefangner, ewig sollst du die Ketten der Freundschaft tragen, daß sie dich nie drücken sollen, sei deines Freundes Muley Hassan Sorge. Komm, folge mir nach meiner Wohnung, kaum eine halbe Tagreise von hier, dort findest du meinen Vater, der dir seine Freiheit dankt, so wie du mir die deinige, sei sein Sohn, sei mein Bruder!

Er schloß William in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und zog ihn mit aus dem Fort; hier bestiegen sie Pferde, und eilten Tomboor, der Residenz des Nabobs Murtazans, Muley Hassans Vater zu.

Hart und beschwerlich war für den, noch an seiner Wunde und durch schlechte Nahrung und Kerkerluft, kranken William dieser Ritt. Muley bemerkte es, ließ halten und rief einen Baldachin, der sich bei seinem Gefolge

befand, herbei, befahl Erfrischungen zu reichen, und bat William den Baldachin zu besteigen, und die Reise ging weiter.

Am Abend erreichte man Tomboor, schon hatte sich der Greis Murtazan zur Ruhe begeben, Muley befahl ein Gemach seinem Gast anzuweisen und ihn bestens zu bewirthen.

Bald erschienen Sklaven, die die besten Erfrischungen brachten, und auf fernere Befehle Williams warteten. Diesem war Ruhe nöthig, er genoß von den Erfrischungen, entließ die Sklaven und warf sich auf eine Ottomanne, wo bald ein wohlthätiger Schlaf seine Augen schloß. —

Schon stand die Sonne hoch am Horizonte, als Davenant erwachte; schon standen Sklaven zu seinen Befehlen bereit, er nahm ein mit kraftvollen Kräutern geschwängertes Bad, frühstückte und eilte in Garten, hier kam ihm Muley entgegen und führte ihn zu seinem Vater.

Herzlich empfing ihn der alte Murtazan, bat ihn recht lange unter seinem Dache zu

verweilen, und fragte ihn auch nach seinen Eltern, und seinem Namen.

William nannte sich, erzählte seine Schicksale, auch daß er vergebens schon vier Jahre hier in Indien seinen Vater suche.

Da könnte dir, sagte Murtazan, wohl am besten mein Freund Ibraim in Indoor Bescheid geben, dieser ist ein reicher Kaufmann, und hat fast mit allen Europäern in Indien Geschäfte; wenn es dir nicht mehr in meinem Hause gefällt, dann soll mein Sohn dich nach Indoor, das ohnehin nicht weit von deinem Wege abliegt, begleiten, gastfreundlich wird dich Ibraim aufnehmen; und ist dein Vater noch unter den Lebenden und in Indien, so verschaft er dir sicher Nachricht über dessen Aufenthalt. —

Vierzehn Tage blieb William zu Tomboor, er hatte seine Kräfte wieder erhalten, und seine Wunde war völlig geheilt; da trennte er sich von Murtazan und reiste mit Muley nach Indoor. —

Dort wohnt Ibraim, sagte am dritten Tage Muley Hassan, und deutete auf ein

großes ansehnliches Gebäude, das ausserhalb der Stadt stand. Bald war es erreicht. Eine Menge Sklaven erschienen die Ankömmlinge zu empfangen.

Ist Ibraim zu Haus? fragte Muley Hassan.

Ibraim grüßt hier seinen Freund Muley! sagte ein ehrwürdiger Alter, der eben aus der Hausthüre trat, und heißt ihn nebst seinem Begleiter willkommen unter seinem Dache. Er reichte beiden die Hand und führte sie ins Haus.

Nachdem er sich nach Murtazan erkundigt hatte, und ihm Muley ein Schreiben von seinem Vater übergab, sagte Ibraim nachdem er gelesen;

„Es freut mich, daß ich meinem Freunde dienen kann. Fremdling, dein Name ist William Davenant, ich soll dir Nachricht von deinem Vater verschaffen, das will ich, aber du mußt dich bei mir wenigstens zehn Tage lang gedulden, dann hoffe ich deinen Wunsch erfüllen zu können; bis dahin wird auch Muley hier bleiben und wir werden uns bestre-

ben deinen Aufenthalt bei mir so viel als möglich angenehm zu machen.“ — Einstweilen will ich dir deine Wohnung anweisen, folge mir.

Er führte William nach einem großen, ganz nach englischer Art eingerichteten Garten, öffnete einen Pavillon in dem sich mehrere Zimmer, mit den schönsten europäischen Meublen ausgeschmückt, befanden.

Dieß ist deine Wohnung, ruhe von deiner Reise, morgen siehst du mich mit Muley wieder; ich muß nach der Stadt, wo ich Geschäfte habe, Diener sind bereit auf deinen Befehl; sagte Ibraim und verließ William. Dieser betrachtete die Zimmer, er fand die schönsten Kupferstiche seines Vaterlandes, und in einem Glasschranke die besten Dichter Englands und Frankreichs, ein Piano Forte, eine Harfe und eine Stickrahme, auf welcher eine geschmackvolle Stickerei halb fertig, aufgespannt war. Mit Verwunderung betrachtete er alles dieses, wie solches in das Haus eines Marattischen Kaufmannes kommen, als ein Sklave mit Wein und Backwerk eintrat.

Wer arbeitet dieses? fragte er den Sklaven, indem er auf den Stickrahmen hindeutete.

Miß Lucie, antwortete jener, die mit ihrer Mutter dort in jenen andern Pavillon wohnt, und oft hier weilet.

Also eine Europäerin?

Ja, Herr! ihre Mutter zog nach dem Tode ihres Gatten mit ihrer Tochter, deren Vormund mein Herr ist, schon vor 10 Jahren hieher. Miß Lucie war damals sechs Jahre alt. —

William, nachdem er von den Erfrischungen genossen hatte, nahm ein Buch, ein Werk des Lord Byron, und durchstreifte den Garten. In einer Laube, vor welcher ein Bach vorbeirieselte und hier einen kleinen Wasserfall bildete, nahm er endlich Platz; da kamen zwei Frauenzimmer aus einer Allee, auf die Laube zu, es war Mistris Newal, die Wittwe eines englischen Kaufmannes mit ihrer Tochter Lucie. Beide waren schon von Williams Ankunft unterrichtet und Mistris Newal grüßte ihn als ihren Landsmann. Ver-

wirrt dankte und antwortete William. Luciens Anblick hatte ihn überrascht; der Verlust seiner Alwina hatte sich nach Jahren in seinem Herzen wohl nicht ausgelöscht, doch verwischt; war es daher ein Wunder daß bei dem 25jährigen Jünglinge die Liebe wieder aufs Neue erwachte? Schön war Lucie, schöner noch als Alwina, und da William nur eine Stunde in ihrer Gesellschaft war, so bewunderte er auch nicht allein ihren Körper, sondern auch ihre schöne Seele. Lucie war ganz Naturkind, von einer einsichtsvollen Mutter gebildet, hatte sie eine Erziehung genossen, die man kaum in jenem von Europa so weit entlegenen Theile der Erde zu finden, erwarten konnte.

Mistris Newal bat William zu sich zum Thee, und von dieser Stunde an war er in ihrer Wohnung täglich so oft, als es nur der Wohlstand erlaubte. Er liebte Lucien, gestand ihr in Beisein der Mutter seine Liebe, und war so glücklich von diesem weiblichen Engel wieder geliebt zu werden.

So verflossen ihm schnell die Tage an der Hand der Liebe und Freundschaft. Eines Tages, es war der neunte seit Williams Dasein in Indoor, kam sein gastfreier Wirth Ibraim zu Mistris Newal, sprach lange mit ihr allein, und bald sah er Zubereitung zu einem Feste in der Wohnung der Wittwe, das sich Lucie selbst nicht zu erklären wußte, da ihre Mutter fast ganz isolirt von den wenigen Europäern, die in Indoor sich befanden, lebte.

William wurde von ihr auf den andern Mittag eingeladen, und erschien um die bestimmte Stunde; er fand hier einen fremden Europäer, einen bejahrten Mann, dessen Züge William auffielen. Aufmerksam betrachtete ihn ebenfalls der Fremde.

Auch ein Britte, ein Landsmann von uns, sagte Mistris Newal zu William; der nicht so glücklich, wie Sie waren. Sie wurden bald aus der Gefangenschaft befreiet, dieser Herr schmachtete vier volle Jahre in derselben; und nur unser Freund Ibraim vermochte ihn zu erlösen.

Ja! sagte der Fremde, diesem edeln Manne habe ich unendlich viel zu verdanken. Er erlöste mich vor achtzehn Monate aus der Gefangenschaft, worin der Maratte Holcar mich gefangen hielt; rettete mein Vermögen, vereinigte mich wieder mit meinem theuern Weibe, mit meiner Tochter, und führt mich heute in die Arme meines Sohnes — William! ich — ich bin dein Vater! —

Da lagen sich Vater und Sohn in den Armen, freudetrunken schlugen ihre Herzen gegen einander.

Wer beschreibt diese Scene? Eine solche wie diese muß gesehen, muß gefühlt, aber nicht beschrieben werden. Solche Momente sind die seligsten im Menschenleben, und für fühlende Seelen der Vorgeschmack des unbeschreiblich beglückenden Wiederfindens in jener bessern Welt. —

Auch ich gehöre zu dieser Gruppe! rief eine Stimme im Rücken Williams, noch ein paar Arme umschlangen ihn, es war seine Mutter, auch Betty, zu einer völlig aufblü-

henden Rose aufgeschossen, drängte sich an den Busen ihres Bruders.

Gott! ist es möglich! rief dieser, ist es ein Traum, oder bin ich wirklich so glücklich.

Du bist es! sagte der Vater, und damit du es ganz seiest, empfange so aus meiner Hand deine geliebte Lucie. — Er führte das holde Mädchen in Williams Arme. —

Da der größte Rausch der Freude vorüber war, sagte Vater Davenant:

Sieh William! so belohnt sich eine edle That; hättest du nicht des Nabobs Murtazans Leben geschont, ihn seinem Sohne nicht frei überliefert, du würdest den süßen Genuß dieses Tages nie geschmeckt haben. — Eine jede edle That wird belohnt — wenn auch nicht gleich — wenn auch nicht hier auf Erden — doch das Selbstbewußtsein edel gehandelt zu haben, ist ja schon Lohn — so wird uns gewiß jenseits Vergeltung nicht fehlen. — Doch, du wirst neugierig seyn, mein Sohn, meine Schicksale zu wissen. Höre also:

„Ich verlor, nicht durch meine Schuld, in England den größten Theil meines Ver-

mögens, und ergriff den Entschluß meine Glücksumstände in Indien zu verbessern. Nur weniges Geld nahm ich mit mir — das meiste, aus den Trümmern meines Vermögens gerettet, hinterließ ich meiner Gattin und Kindern. Ich kam glücklich hier im Lande an, und wendete mich in diese nördliche Gegend Indiens, weil hier noch nicht so viele Europäer als im südlichen Theile Handlung trieben. Ich wurde zufällig mit Ibraim bekannt, fand ihn als einen ehrlichen und menschenliebenden Mann, entdeckte ihm meine Lage, und er gab mir Waaren auf Credit, womit ich mich in Caschemir niederließ und Handlung trieb; es glückte mir, ich war bald im Stand den Meinigen kleine Summen nach Europa zu senden, welches alles Ibraim besorgte; durch seine Correspondenten erfuhr ich euer Wohlseyn. Schon war binnen zwölf Jahren mein kleines Capital ansehnlich gewachsen, und schon dachte ich damit zu den Meinigen zurückzukehren; als Ameer-Chan mit seiner Räuberhorde in Caschemir einfiel, uns Europäer alle beraubte und gefangen mit

fortschleppte. Befreien konnte mich Ibraim, der sogleich Nachricht davon erhielt, damals nicht, aber er foderte mein geraubtes Gut von dem Räuber als sein Eigenthum, indem er vorgab, daß die Handlung sein, und ich nur sein Factor sei. Er erhielt alles, da er mächtige Freunde hatte, die Ameer-Chan fürchtete, besonders den Nabob Murtazan hier Muley Hassans Vater, legte es in seine Handlung und verrechnete mir den Gewinn. Jetzt betrieb er meine Freiheit, die ihm aber leider erst vor achtzehn Monaten gelang. Ich schrieb sogleich, und zwar zum erstenmal an die Meinigen, und bat sie nach Indien zu kommen, da ich nun entschlossen war, meine Tage in diesem Lande zu beschließen. Meine Frau und Tochter traten auch sogleich die Reise an und sind bereits seit drei Wochen bei mir in Caschemir; durch sie erfuhr ich auch dein Daseyn in Indien und schrieb an dich an dein Regiment, ehe ich aber noch daher Antwort erhielt, schickte mir Ibraim eine Staffette, und bat mich mit den Meinigen hieher zu eilen. Heute früh sind wir hier

angelangt. Ibraim entdeckte mir dein Hiersein und deine Liebe zu Miß Newal, deren braven Muttter ich längst kannte. —

Allein mein Sohn, deine militärische Laufbahn mußt du jetzt enden, und meine Handlung übernehmen, die ich dir hiemit ganz übergebe; die in London hat deine Mutter bereits verkauft.

So erlaube mir Freund! sagte Muley Hassan, daß ich deiner Braut ein kleines Geschenk überreichen darf; mein Vater hatte es für dich bestimmt, doch eignet sich es besser für Weiber.

Er übergab an Lucien vier Reihen der schönsten orientalischen Perlen, nebst zwanzig Diamanten vom besten Feuer aus Golcondas Mienen.

Auch mir werden die künftigen jungen Eheleute eine kleine Aussteuer zu geben nicht versagen, rief Ibraim und reichte seinem Mündel Lucien die Schenkungsakte über sein schönes Haus, ausserhalb Indoor mit Garten und allen Meublen.

So kommt die Mutter mit der Aussteuer der Tochter zuletzt; sagte Mistris Newal: Hier sind für 12000 Pf. Sterlinge Banknoten zum Anfange; wenn ich sterbe, wird sich noch etwas für meine Tochter finden.

Schon am dritten Tage darauf wurde das Paar durch Priesters Hand verbunden, und ein Jahr darauf war auch Betty die Gattin des Herrn Jonstons, Einnehmer der Revenüen der Provinz Orixa, mit dem sie ebenfalls glücklich wurde.

Traurige Folgen einer Verheimlichung im Ehestande.

Eheleute sollten sich nie das Geringste verheimlichen, denn oft wächst auch das Unbedeutendste zum riesenmäßigen Felsstücke, an dem, früh oder spät das Vertrauen, das häusliche Glück, und der Frieden zertrümmert. Nur ein böser Geist ist es, der den Weibern die Schlingen so oft legt, etwas vor ihren Männern zu verheimlichen, worin schon so manche Gattin und vorzüglich manche Lebenskluge, den Untergang ihres Glückes, oft ihrer Würdigkeit gefunden hat. Ein Beispiel hievon. —

Pauline, ein edles tugendhaftes Mädchen, hatte dem reichen Wellenthal ihre Hand gereicht. Es war keine Heirath aus Convenienz, die heut zu Tage so gemein sind; ihre

Verbindung hatte wahre Liebe geschlossen. Wellenthal hatte am Verlobungstage Paulinen unter mehreren Geschenken, eine goldene, mit sehr schönen Diamanten gezierte, Tuchnadel verehrt, die er mit 1000 fl. bezahlt hatte.

Kaum sechs Monate verehelicht, mußte Wellenthal eine nöthige Geschäftsreise antreten, die ihn mehrere Monate vom Hause entfernte. Er hinterließ seiner Gattin eine beträchtliche Summe zur Führung des Hauswesens und zu ihrem Nadelgelde.

Pauline hatte eines Tages eine Freundin besucht, und vermißte, als sie nach Hause zurückkam, die Tuchnadel, sie eilte daher in Begleitung eines Kammermädchens sogleich den Weg zurück; denn so viel war sie gewiß, daß ihr das Geschmeide erst auf dem Wege entglitten seyn konnte. Auch ihre Freundin half suchen, vergebens erschöpften aber alle drei ihre Sehkraft, vergebens ließ Pauline den Verlust ins Anzeigeblatt setzen, die Nadel blieb verloren.

Sie fürchtete die Rückkehr des Gatten, der zwar nicht schmutzig geitzig war, der aber doch diesen Verlust nicht mit Gleichgültigkeit würde ertragen haben. Sie sah schon im Voraus den Frieden des Hauses gestört, erblickte schon die Vorwürfe ihres Gatten, die frostige Einsilbigkeit, die darauf erfolgen würde, Hindeutungen in die Zukunft, und andere Schreckbilder mehr.

Schon hatte sie beschlossen ihren Verlust Wellenthal bei seiner Zurückkunft zu entdecken, da kam dieser mit finsterm Blick, und voller Mißmuth, er hatte ein ansehnliches Kapital verloren; als er nun so verwandelt vor ihr stand, da wäre ihr eher zu sterben, als ihren Verlust ihm zu offenbaren, möglich gewesen. —

Bald vermißte Wellenthal die Nadel bei seiner Gattin, sie hatte ihn mit Ausreden noch hingehalten, aber jetzt nahete sein Geburtstag und trieb sie auf das Aeusserste.

Durch Zufall geht Pauline an dem Gewölbe des Juweliers, der die Nadel verfertigt hatte, vorüber, und sieht unter den aus-

gestellten Waaren eine, die ganz der ihrigen ähnelt, sie tritt ein, entdeckt dem Manne ihre Verlegenheit, kauft die Nadel auch für 1000 fl. und verspricht das Geld binnen einem Jahre zu zahlen, worüber sie ihm es schriftlich gibt, und womit derselbe auch höchst zufrieden ist, da er seine Schuldnerin als ein wirthschaftliches Weib und als die Gattin des reichen Wellenthal kannte.

Pauline hatte sich vorgenommen monatlich etwas an der Schuld zu zahlen, allein da kamen nöthige Auslagen, die sie nicht voraus gesehen, und es fiel ihr nicht möglich, auch nur das Geringste davon abzutragen. Der Juwelier würde dieses nicht sehr geachtet haben, da ihm die Schuld gewiß und er ein wohlhabender Mann war; allein er starb, die Erben finden die Handschrift Paulinens und dringen auf Zahlung oder auf die Stellung eines Bürgen. Pauline kam dadurch in die größte Verlegenheit, sie wendet sich an einige begüterte Freundinnen, aber theils Neid, theils Schadenfreude und andere scheinbare Vorwände versagen ihr hier Hülfe. Drin-

gend werden die Erben, da entschließt sich die Bedrängte an einen Freund ihres Mannes, den vertrautesten seiner Gesellschafter zu schreiben, und um das Darlehn zu ersuchen. Sie täuscht sich hier nicht; denn kaum ist ihr Gatte aus dem Hause, so erscheint der Freund, übergibt ihr die Summe, bittet aber ihn in Zukunft gütiger als bisher zu behandeln. —

Pauline stutzt — erröthet — erblaßt bald darauf; der Freund gibt nähere Aeusserungen, sie verbietet ihm das Zimmer; da er bleibt, verläßt sie es und schickt das Geld ihm alsobald wieder zurück.

Nun ist ihr Muth ganz dahin. Wellenthal ist verdrüßlich, hat im Handel eingebüßt, spricht von Ausgaben die sich vermindern sollen, gibt ihr weniger Haushaltungsgeld, wie kann sie ihn um eine solche Summe ansprechen? wie kann sie ihm ihre Fahrlosigkeit, ihre seitherige Verheimlichung jetzt gestehen? Sie ruft ihr Kammermädchen und schickt sie nach einem Juden, dieser erscheint und gibt ihr gegen einen ungeheuren Preis die 1000 fl.

Pauline zahlt, und der Schlaf, ihre Heiterkeit, der Frieden des Herzens, den sie seither entbehrt hatte, kehrt bei ihr zurück. — Doch auf wie lange? Der Jude kömmt, bemerkt, daß der Zahlungstag nahe sei, und sie erlangt mit neuer großer Aufopferung einen längern Termin.

Wellenthal reist nach Leipzig zur Messe, an eben dem Tage ist der Termin verlaufen, Pauline sucht ihn abermals zu verlängern, aber vergebens; der Jude verlangt sein Geld. Sie verzweifelt, sie verwünscht ihr Dasein, der Gedanke an Selbstmord drängt sich an ihre Seele; da tritt der Freund, jener von ihr verschmähte, nur ein Feind ihres Heils, in ihre Nähe — Pauline kämpft und wählt unter zwei Uebeln das Größte, das Schrecklichste — die Schuld.

Wellenthal kam zurück und mit bebenden Herzen tritt die Schuldbewußte vor ihren Gatten, der ihr nach einem kühlen Willkommen jene verlorne Nadel vor Augen hält und fragte, wie sie von dieser und zu jener gelangt sei? Da sinkt sie zu seinen Füßen, un-

verständliche Worte stammeln ihre Lippen und Argwohn ergreift die Seele des Gatten. — Er hatte die Nadel in Leipzig bei einem Juden gesehen, sie erkannt, besonders da Paulinens Name fein in der Rückseite eingegraben war und hatte sie um einen Spottpreiß wieder gekauft; da er dort sein Eigenthumsrecht nicht beweisen konnte. — Pauline war in Ohnmacht gesunken, und als man die Betäubte in ihr Zimmer gebracht, öffnet Wellenthal ihren Schreibtisch, findet hier einen Brief und in diesem die Schuld seiner Gattin, die Beleidigung seiner Ehre.

Nach vier Tagen begrub man Pauline, ob sie als ein Opfer der Rache oder des Grams fiel, oder ob ihr eigner Wille ihr Dasein endete, blieb ungewiß.

Die gelungene List.

Ein Fieber hatte das Städtchen Kellenberg heimgesucht. Im Hause des politischen Thorschreibers machte es seinen ersten Besuch, drang sodann zu den Gewerbsleuten, stieg ins zweite Stock der Honoratioren und kam endlich zum Consul regens. — Das war eine reiche Aerndte für den jungen Doktor Hiller, der erst vor drei Wochen hier als praktischer Arzt angestellt war.

Hiller hatte bei seiner Ankunft in Kellenberg seinen Besuch bei allen Honoratioren des Städtchens gehörig abgelegt, sich in ihre Gewogenheit empfohlen, und war also, wie es sich versteht, auch im Hause des regierenden Bürgermeisters gewesen und von diesem und einer Schwester welche die Haushaltung führte — seine Ehehälfte war längstens ge-

storben — bestens empfangen worden. Sonst war ihm dort im Hause, ausser einer tauben Magd, Niemand zu Gesicht gekommen.

Jetzt kam diese Magd des Bürgermeisters und rief ihn eiligst, indem sie sagte: daß auch das böse Fieber die junge Mamsell besucht habe, und daß diese schleunigst seine Hülfe verlange.

Hiller ging. An der Hausthüre trat ihm schon die Schwester des Bürgermeisters entgegen.

Da kommt vorgestern, klagte sie: unser Binchgen aus der Residenz, wo sie bei meiner Schwester der Räthin Burrmann war, nach drei Jahren ins väterliche Haus zurück, und schon heute wirft sie das leidige Fieber aufs Krankenbett. Auf Sie vertrauen wir, Herr Doktor!

Ich werde alles nach Kräften leisten; sagte Hiller und ging, von der Tante geleitet, ins Krankenzimmer, dessen Fenster wegen den vorgezognen Vorhängen nur mattes Licht ihm ertheilten, und wo in einem großen Himmelbette, dessen dickdamastener Vorhang eine to-

tale Finsterniß von sich gab, die Kranke lag.

Der Herr Doktor, Binchgen! sagte die Tante.

Herzenstantchen, bitte um eine Tasse Thee! sagte eine matte Stimme, die dem Doktor nicht unbekannt schien. Die Tante eilte für das Verlangte, Hiller öffnete den einen Vorhang des Fensters, trat ans Bette, und ein blondes Lockenköpfchen lachte ihm mit schelmisch blauen Augen entgegen.

Alwina! rief der Doktor.

Viel vermag die Freundschaft, sagte Alwina; und Sie lieber Hiller sind ja der Busenfreund meines Eduards. Sie müssen mich retten. Ich soll durchs väterliche Machtwort gezwungen, überredet durch die Tante den reichen, aber alten und lahmen Rentmeister zum Torus begleiten, heute sollte die Verlobung seyn; da mußte mir das Fieber —

Hier klappten die Pantoffel der Tante; eiligst gab sie ihm ein Papier, hier steht alles darauf; sagte sie und Emerentia brachte den Thee.

Hiller verbarg das Papier, fühlte kunstmäßig den Puls der Kranken, schüttelte einigemal den Kopf über die Krankheit, die ihm in seiner Praxi noch nicht vorgekommen war, welches Kopfschütteln aber die Tante für eine große Gefahr ihres Lieblings nahm, verschrieb eine unschuldige Arzenei, setzte aus Bosheit eine bittere Essenz dazu, ersuchte die Tante jede Stunde einen Löffel voll davon der Kranken zu geben, versprach am Abende wieder zu kommen und eilte seiner Wohnung zu, wo er das Papier entfaltete und las:

„Mein Freund Hiller, der in Deiner Vaterstadt angestellt ist, wird uns vielleicht retten, entdecke Du Dich ihm völlig; so sprach Eduard bei unserm Scheiden, als der Befehl meines Vaters mich hieher zurückrief, um dem Rentmeister meine Hand zu geben. Ich befolge den Willen meines Geliebten und flehe Sie um Hülfe. Das Wie muß ich Ihnen überlassen.

Alwina.“

Hiller hatte einigemal Alwinen in der Residenz gesehen und wußte, daß sein Freund,

der Regierungs-Assessor Thalheim das Mädchen liebte, und von ihr geliebt wurde. Eduard war arm, sein Gehalt noch gering, Alwina das einzige Kind des reichen Bürgermeisters Winter und einst die Erbin ihrer Tante.

Ja, helfen wollte ich euch gern, liebe Kinder; aber wie? so sprach Hiller für sich, nachdem er gelesen und ging dabei nachdenkend im Zimmer auf und ab. Jetzt fiel ihm ein, daß binnen einer Stunde die Post nach der Residenz gehe, und er schrieb eiligst einige Zeilen an Thalheim.

Servus! Herr Doktor! rief der Bürgermeister, der eben eintrat; komme vom Rathhaus, höre, Sie sind schon bei meiner Wina gewesen, hoffe doch nicht, daß es Gefahr mit ihr hat; wünschte das Mädel bald wieder auf den Füßen, will sie zur Frau Rentmeisterin machen. —

Lebensgefahr ist nicht zu fürchten, sprach Hiller, aber doch muß, wenigstens eine Zeitlang noch, ihre Tochter vor aller heftigen Gemüthsbewegung gesichert werden, und da-

zu gehört Verlöbniß und Heirath unstreitig. —

Nun so muß sich mein Schwiegersohn in spe noch gedulden, will's ihm sogleich notifiziren. — Hoffe Sie noch heute bei mir zu sehen, Herr Doktor! —

Der Alte ging. Hiller dachte: Zeit gewonnen, alles gewonnen, und sann jetzt, wie den jungen Leuten zu helfen sei. Er wußte wohl, daß den Rentmeister, den er kannte, nicht Liebe bewog, um Alwinens Hand zu werben; theils ihr Vermögen war es, theils Stolz das schönste Weib in Kellenberg zu haben, welches den Hagestolz von bereits 45 Winter bestimmte in den Ehestand zu treten, ohne dabei zu bedenken, daß dieser bei dergleichen Umständen gewöhnlich nur ein Wehestand wird. Hätte auch Alwina nicht geliebt, so wäre doch der Rentmeister, eben kein Adonis, eher eine wahre Vogelscheuge und gleich dem hinkenden Boten der Letzte gewesen, der ihr diese Leidenschaft einzuflößen im Stande gewesen wäre. —

Während der Zeit, daß Hiller nachdachte, wie den Liebenden zu helfen sei und noch andere Kranke besuchte, hatte Tante Emerentia jede Stunde ihrer Nichte einen vollen Eßlöffel von der Arzenei gereicht, die aus dem Geschmacke derselben die Bosheit des Arztes wahrnahm, und eben kein reizendes Gesicht zu diesem, mit Aloe geschwängertem Tranke machte.

Am Abende erschien Hiller, fühlte den Puls der Kranken und steckte ihr unbemerkt einen Zettel dabei in die Hand, verschrieb wieder etwas und wurde von der Tante zum Nachtessen gebeten, die ihn sogleich zum Vater führte. —

Wie steht es mit ihrem Patienten? fragte dieser.

Lebensgefahr, antwortete Hiller, wie ich Ihnen schon heute früh sagte, ist keineswegs da, allein ich fürchte, daß das Gift des Fiebers einen festen Standpunkt nimmt, sich in die Glieder setzt, und da könnte dann eine unheilbare Lähmung an diesen Theilen erfolgen.

Gott soll uns behüten! riefen Vater und Tante.

Am andern Morgen klagte Alwina wegen Schmerzen im linken Fuße und als Hiller erschien, erklärte dieser, daß wirklich das Gift dort seinen Sitz genommen hätte, und daß eher Frau von Krüdener eine halbe Legion böser Geister aus einem Besessenen, als daß ein Arzt dieses Uebel von da treiben könne. Da gab es ein Lamento bei dem Vater und der Tante und Alwina jammerte so natürlich mit, daß Hiller dachte: Verstellung, dein Name ist Weib!

Nach vier Tagen brachte der Tischler den bestellten Krückenstock, er hatte ihn nach dem Muster jenes, den sich der Rentmeister bediente, verfertigt, nur mit seiner Hülfe konnte die sonst genesene Alwina umherwandeln.

Der Rentmeister fürchtete sich vor allen Kranken und hatte seither das Haus des Bürgermeisters geflohen, jetzt hörte er seine bestimmte Braut sei genesen, ergrif seine Krücke, und eilte zu Winters. Da kam ihn

Alwina mit dem Krückenstocke entgegen, sie hinkte am linken, er am rechten Fuß.

Will dich das Mädchen foppen! dachte er, und wollte schon seine Macht als künftiger Ehemann gebrauchen; da erzählte ihm mit Thränen die Tante das Unglück.

Hm! Hm! Bedaure! stammelte der Rentmeister und empfahl sich bald darauf. Kaum eine Stunde hernach erschien ein Brief von ihm an den Vater, in welchem er mit vieler Beredsamkeit darthat: daß ein lahmes Weib mit einem lahmen Manne der Gleichheit wegen, die im Ehestande in keiner Sache etwas tauge, sie möge sich am Körper oder an dem Gemüthe der Eheleute zeigen, nicht wohl das Ehebett besteigen könne, und er daher sein, zwar gegebenes, aber blos mündlich gestelltes, Wort zurücknehmen müsse.

Kurz darauf erschien Thalheim in Kellenberg als Hillers Gast, wurde von diesem in des Bürgermeisters Haus eingeführt und hielt bald um Alwinens Hand bei dem Vater an, der sie ihm zusagte und froh war seine lahme

Tochter noch an einen so schönen und geehrten jungen Mann absetzen zu können. — Sie wurden verlobt und Thalheim schlug ein Bad vor, das seine Braut noch vor der Hochzeit besuchen möge; es geschah, Tante Emerentia begleitete die lahme Nichte dahin, und hatte schon nach vierzehn Tagen die Freude daß diese im großen Saale eine Hopsangloise mittanzen konnte. — Sie reisten zurück und bald darauf bestieg Alwina, aber ohne Krücke, den Torus mit Thalheim. —

Die Probe.

Der Oberförster Rehberg, ein deutscher Mann nach altem Schrot und Korne, deren Anzahl leider immer kleiner wird, saß mit den Seinigen beim ländlich frugalen Frühstücke; da trat der Postbote herein, brachte die Zeitungen und einen Brief. Der Oberförster griff nach dem letztern, die ersteren behagten ihm schon geraume Zeit nicht mehr, denn jeder Artikel darin trug den Stempel des Joches, den ein fremder Despot seinem deutschen Vaterlande übergeworfen hatte und den es mit einer Gefühllosigkeit zu tragen schien, die dem deutschen Biedersinne des Oberförsters entgegen lief.

Von Berlin, von meinem Freunde Jahn, denkt er doch auch noch an mich! sagte Rehberg.

Er las, seine Miene erheiterte sich. Aha! will es dahinaus! Gottlob! endlich einmal! O! daß der Teufel mein verfluchtes Podagra —

So fluch doch nicht so entsetzlich! sagte seine Frau. Was Gott uns zuschickte, sollen wir mit christlicher Geduld tragen. — Wer weiß wozu es uns gut ist!

Nun beim Henker! erwiederte der Oberförster: wozu mir das Podagra nützt, kann ich doch wahrhaft nicht einsehen. Es schmerzt wie der Satan, hält mich von meinem Dienste ab, sperrt mich Monate lang in meine vier Mauern, darf fast kein Glas Wein trinken; und werde wohl bald um einen Substituten einkommen müssen.

Substituten! sieh doch! Ich glaube unser Rudolph thut mehr als zwei solche Brodfresser.

Rudolph ist gut, Mutter! und ich bin stolz darauf, daß er unser Sohn ist — doch gut, Alte, daß du auf den kommst. Der Junge scheint mir knapp im Weißzeuge zu stehen.

Knapp im Weißzeuge — bekümmere dich doch um deine Hasen und Füchse und dein Holz, und laß mich fürs Haus sorgen. Knapp im Weißzeuge — hat er doch noch ein volles Dutzend, fast neue Hemden, und stricken die Mädchens nicht immer für den Reißteufel Socken und Strümpfe! liegen wieder 8 Paar neue fertig, er hat 14 Halstücher, — 16 Sack —

Halt! will seine ganze Garderobe nicht wissen. Ich weiß ja du bist ein braves Hausweib, hältst Ordnung in deinem Regimente. Geh Malchen, ruf mir einmal den Rudolph herunter; er wird noch auf seiner Kammer seyn.

Rudolph kam. Unter den Händen seiner rechtschaffnen Eltern, unter der Leitung des Pfarrers des Ortes, eines gelehrten und aufgeklärten Mannes, hatte er, jetzt 20 Jahre alt, eine sehr gute Erziehung genossen; er besaß mehr als oberflächliche Kenntnisse in verschiedenen Wissenschaften, besonders in Sprachen, Mathematik und in der Forstwissenschaft; er zeichnete mehr richtig als schön,

und war Meister auf der Flöte. Dabei besaß der Jüngling eine angenehme Gestalt, regelmäßig schöne Gesichtszüge und was mehr als alles dieses, ein edles Herz.

Rudolph trat ins Zimmer, der Vater stand an seinem Schreibtische, zählte Geld ab, und schrieb einige Zeilen.

Nimm dieß Geld, Rudolph, und diesen Brief und gehe aufs Schloß, gieb beides dem Herrn von Steinfels und bring die Antwort. Rudolph ging.

Herr von Steinfels war ein Patriot im engsten Verstande. Er hatte seinem Vaterlande viele Jahre treu und ehrlich gedient. Sein patriotisches Gefühl konnte nicht dulden, daß fremde Räuber sein Vaterland plünderten; er sprach frei wie es einem braven Deutschen zukam, dieß war damals Hochverrath, kaum daß der Biedermann dem Kerker entging; er nahm seine Entlassung und zog mit seiner einzigen Tochter Emilie, einer Hebe an Gestalt, an der Seele gleich ihrem Vater, auf sein Gut. Wo er und seine

Tochter, jetzt 18 Jahre alt, als die Schutzgötter der Unterthanen betrachtet wurden.

Herr von Steinfels war weit von den Vorurtheilen entfernt, denen noch viele Edelleute heut zu Tage anhängen. Mensch war ihm Mensch, war er nur ein edler Mann, er brauchte kein Edelmann zu seyn. Er selbst Edelmann von altem Adel, verabscheuete dennoch den Erbadel, den er nicht allein als eine Beleidigung aller bürgerlichen Rechte, sondern auch gegen allen Menschenverstand betrachtete. Als eine Einrichtung, die mit der Aufklärung und dem Rechte der Menschheit durchaus nicht bestehen könne. Er verachtete alle jene die nur durch Geburt allein ohne Kopf und ohne Verdienst ihr Brod zum Nachtheil anderer brauchbaren Menschen finden. Wie kann, sagte er: etwas weise, wohlthätig, nützlich seyn, das nur auf einen Mißbrauch gegründet ist, und die natürlichen Rechte anderer schmälert? Ich kann es nicht mit der gesunden Vernunft zusammenreimen, wie ererbte Verdienste gelten können; und wer gibt uns denn Brief und Siegel, daß nicht man-

cher der Hoch- und Hochwohlgebornen edeln Herrn von einem unedeln Bedienten in die Hochadeliche Familie eingeschwärzt ist?

So dachte Herr von Steinfels, und so war es auch damals, etwas hat sich es zeither in diesem Stück geändert; ob der Mißbrauch ganz aufhören wird, dieses gehört wohl unter die pia desideria. —

Rudolph kam also zum Herrn von Steinfels, überreichte ihm den Brief seines Vaters, worin jener von Berlin eingeschlossen war, nebst dem Gelde. Steinfels bat ihn zu warten, und einstweilen in Garten zu gehen, wo er Emilien treffen würde, er wolle indessen die Briefe lesen, und darauf antworten. —

Rudolph verfügte sich in Garten, wo er im niedlichen Morgenanzug Emilie lesend fand. Sie kannten sich schon ein Jahr lang. Emilie war die Freundin seiner Schwester Amalia. Schon oft hatte er das schöne Mädchen bewundert, heute aber fand er sich auf eine besondere Art zu ihr hingezogen; dieß machte ihn verlegen, welches bald Emilie bemerkte;

auch sie fühlte heut mehr für den Bruder ihrer Freundin als gewöhnlich. Die Unterhaltung stockte — mehr sagten ihre Blicke als ihre Worte. Beide fühlten zum erstenmal, daß sie sich leicht mehr als Freunde seyn könnten. Wahre Liebe ist stumm und blind, aber nur bei jenen unschuldigen Herzen, die sie plötzlich überrumpelte. Desto leichter sehen andere unbefangene Zuschauer, wo es den armen Kindern fehlt. So ging es Rudolph und Emilien; stumm saßen sie in einer Laube einander gegen über. Aber eben das Stummseyn und ihre Blicke sagten Vater Steinfels, der jetzt, ohne von beiden bemerkt zu werden, vor ihnen stand, deutlich ihre Gefühle.

Steinfels war ein wahrer Vater seiner Tochter, das Glück seiner Emilie lag ihm allein am Herzen, nur für sie lebte er allein. Ihr in den Angelegenheiten ihres Herzens Zwang anzuthun, davon war er weit entfernt, nur ihr Rathgeber darin zu seyn, hatte er sich vorbehalten. Er kannte Rudolph als einen edeln jungen Mann; daß er kein

von vor seinem Namen führte, daß keine zwei und dreissig reine Aeste aus seinem Stammbaume hervorragten, daran war ihm, wie wir aus seinen Gesinnungen bereits gesehen haben, blutwenig gelegen. Allein Rudolph war noch jung, noch mit der Welt, wo ein jeder mit schwankenden Grundsätzen Gefahr läuft, nicht bekannt; aus des Oberförsters Briefe hatte er so eben gelesen, welche Veränderung in Rudolphs Leben, diesem in wenig Tagen bevorstand. Er dachte also: kommt Zeit, kommt Rath. Bleibt der Junge brav und edel, wie ich nicht zweifle, kömmt er zurück, und ist dann von beiden Seiten keine Aenderung ihrer Gefühle vorgefallen; dann in Gottes Namen!

Hier! sagte er zu Rudolph: ist die Antwort auf ihres Vaters Schreiben; hier ist das Geld wieder zurück; und der Fuchs wird bald gesattelt bereit stehen; reiten Sie ihn nach Haus, und herzlich wünsche ich Ihnen alles Glück mit ihm, es ist ein braves Pferd, und wird Sie nicht so leicht in Gefahr stecken lassen. Für mich ist es zu rasch.

Rudolph, dem der Inhalt vom Schreiben seines Vaters ganz unbekannt war, konnte die Worte des Freiherrn sich nicht erklären, und machte ihm daher nur eine stumme Verbeugung. Dieser sah Emiliens Laute in einer Ecke der Laube stehen, und bat sie, bis der Fuchs vorgeführt würde, den Gast mit Musik zu unterhalten. Ohne Ziererei ergrif sie dieselbe, spielte und sang:

Im Garten des Lebens auf duftendem Beet,
Ein Blümchen gar lieblich, gar wonniglich steht;
Man nennet es minnige Treu!
Das stehet so duftend, so prangend und schön
In ewiger Blüthe; vom launigen Wehn
Des Schicksals geschätzet und frei.

Das stehet so feste, so prangend, so hold.
Für Schätze, für Kronen, für Haufen von Gold
Erkauft man schön Blümchen sich nicht!
Gibt ohne Bezahlung sich williglich hin
Dem Buhlen, dem Mädchen mit zärtlichem Sinn,
Das redlich und treu es sich's bricht.

Und jagte das Schicksal euch einst auf die Bahn
Des stürmischen Lebens, bergab und bergan,
Und triebe sein launiges Spiel;

Das Blümchen, bewahrt ihr's nur redlich und gut,
Das trocknet die Thräne und stärket den Muth
Und gibt euch der Freuden noch viel.

Im Arme des Liebchens, am klopfendem Herz
Verschwinden die Sorgen und Kummer und Schmerz
Verwandelt's in wonnige Lust;
Es schaft selbst Entzücken, wenn Donner auch brüllt
Und hinter die Wolken die Sonne sich hüllt,
An Liebchens erwärmender Brust.

Wenn euch Kinder, sagte der Freiherr, auch einst das Schicksal auf die stürmische Bahn des Lebens hinjagt, dann stehet fest. Besonders Sie Rudolph; vielleicht werden Sie bald freiwillig diese Bahn betreten. Denn so kann es nicht bleiben: Der Deutsche fängt an sich zu fühlen, zu fühlen den Druck der despotischen Hand des stolzen Korsen, und wird fürchterlich seine lang geduldete Schmach rächen. Unser König — groß in allem — auch im Unglücke groß, ruft seine Kinder zur Rettung des Vaterlandes, wer wird da zurückbleiben wollen?

Ich wenigstens nicht, rief Rudolph begeistert: O wie gern wollte ich zur Befreiung des Vaterlandes mein Leben opfern. — So ziehe hin, braver Junge! sagte der Freiherr, und nimm meinen Segen, den Segen deines zweiten Vaters. Ja, Rudolph! die Zeit ist erschienen, der König ruft, und schon sammeln sich Jünglinge und Männer unter seinem Panier. Eile auch du dahin. Wollte Gott! mein Alter und meine schwache Gesundheit hielten mich nicht ab; ich würde gewiß nicht der letzte seyn. Doch was mein Arm nicht vermag, soll mein Geld thun, willig opfere ich dem Vaterlande mein Vermögen. Den Fuchs, Rudolph, schenke ich ihnen, auch habe ich ihrem Vater, der wohlhabend, aber nicht reich ist, und mehrere Kinder hat, versprochen, sie zu equipiren, und ihnen werde ich durch meine Fürsprache eine Offiziersstelle verschaffen.

Dank ihnen edler Mann, erwiederte Rudolph, das erstere nehme ich mit herzlichstem Danke an, aber Beförderung werde ich nur

aus den Händen meines Königs empfangen, wenn ich sie verdiene.

Brav Rudolph! sagte der Freiherr; aber da ich mir einmal vorgenommen habe, als ihr zweiter Vater zu handeln, so nehmen Sie diese 200 Dukaten von mir. Sie sollen wenigstens keinen Mangel leiden.

Auch dieses Geschenk nahm Rudolph ohne Ziererei, dankte dem Vater, küßte Emilien die Hand, bestieg seinen Fuchs, nachdem er dem Freiherrn versprochen hatte mit den Seinigen morgen auf das Schloß zu kommen, und sprengte freudetrunken der väterlichen Wohnung zu.

Vater! rief Rudolph, als er ins Zimmer trat. Mein Fuchs ist im Stall, hier ist dein Geld zurück, hier noch 200 Dukaten; und hier steht dein Sohn bereit, heute noch, wenn du willst ins Feld fürs Vaterland zu ziehen.

Allmächtiger Gott! rief die Mutter: ins Feld Rudolph, mein Sohn! Bist du toll!

Nein, Mutter! sagte der Oberförster, Rudolph ist nicht toll, aber unklug würdest du

seyn, nicht werth ein deutsches Weib zu heissen, wenn du deinen Sohn von seinen Pflichten gegen sein Vaterland abhalten wolltest. — Heute nicht, aber übermorgen geht er seinem edeln Rufe nach mit unserm Segen begleitet, und mit hinlänglicher Wäsche, die du bis dahin mit seinen Schwestern besorgen wirst.

Hier gab es noch manche Debatten, aber Vater und Sohn bestanden fest auf den Tag der Abreise, und unter Thränen machte Mutter und Schwestern die Equipage des jungen Helden fertig.

Rastlos beschäftigte Rudolph seine Abreise und der Gedanke fürs Vaterland zu streiten; bald sah er sich im Getümmel der Schlacht, Thaten verrichtend, die einem deutschen Jüngling würdig waren, sah sich gelobt von seinem Feldherrn, belohnt von seinem Könige und geehrt von seinem Vaterlande; bald sah er sich verwundet, und starb den süßen Tod fürs Vaterland; sah die Thränen seiner Eltern, seiner Geschwistern und Emiliens Thränen. — Ha! Emilie! rief er: welche Seligkeit! von dir, Engel sich bedauert zu wissen!

Aber überschwänglich glückselig mehr, wirds doch der seyn, der einst dich, Holde, die Seinige nennen darf. — Ha, Rudolph! du liebst — und vielleicht hoffnungslos! Hoffnungslos? Die Gesinnung des Freiherrn kenne ich — er schätzt mich und seine Achtung, die Achtung jedes Redlichen zu verdienen, soll stets mein Bestreben seyn! Aber, Emilie! — Ha! sie in den Armen eines Andern zu wissen, würde mich zur Verzweiflung führen. — So schwärmte der Jüngling, und, sich unbewußt, stand er am Garten des Schlosses. Hell glänzte der Mond, es funkelten die Sterne, ohnweit von ihm sang eine Nachtigall in schmachteten Tönen ihrem Weiblein das Abendlied. Rudolph sah nichts, hörte nichts; doch erblickte er dort im Eckzimmer des Schlosses — es war Emiliens Schlafgemach, — beim Schein der Kerze einen Schatten. Das ist Emilie! rief er, sprang über die Mauer und stand nach einer Minute unter Emiliens Fenster. Da öffnete sich ihr Piano Forte, phantasirte einige Minuten und sang dann im Tone einer Catalani — nein, nicht so kunstreich,

aber

aber mehr der Natur angemessen, wie ohnlängst Fräulein S.b.ld. in Würzburg zur Namensfeier ihres guten Königs:

Ja ewig! wenn einstens die Minne mir winkt,
So lange dieß Sternlein am Himmel mir blinkt,
Will ich bewahren die Treu.
Und sollte auch Tod und Verderben mir drohn,
Das Blümchen der Treue, das reichet mir Lohn,
Das machet von Kummer mich frei.

Ja ewig! wenn stets dieß Auge nur weint,
Wenn nimmer die Sonne der Freude mir scheint,
Soll minnige Treue mir glühn.
Und bis einst des Knöchlers hohl klappernd Gebein
Mich packet, sollst Liebchen im Herzen mir seyn,
Soll's Blümchen der Treu' nicht verblühn.

Emilie endete und trat ans Fenster; Rudolph wollte entfliehn, und stand wie eingewurzelt. Sie öffnete, da glaubte er Seufzer zu hören, und simpathetisch seufzte er noch tiefer. Sie hörte es und blickte herab. Wer ist da? fragte sie. —

Ich Fräulein! rief Rudolph: Der Gesang der Nachtigall zog mich in Garten, ihr Spiel, ihre Stimme — zog den Verwegnen unter das Fenster des Heiligthums. Verzeihung, Emilie! Verzeihung dem Kühnen; und fort eilte er seinem Lager zu, auf dem er sich schlaflos umherwarf.

Emilien ging es nicht besser, auch sie hatte ihr Herz zu einem Examen rigorosum gezogen und darin Liebe, Liebe für Rudolph in allen Winkeln gefunden. Es schmerzte sie, daß er entfloh, ohne seine Verzeihung von ihr abzuwarten, und anderseits war es ihr lieb, daß er ihr diese Verlegenheit ersparte. Sie dachte an die nahe Trennung von ihm, dachte an die Gefahren die ihm drohten, und denen der rasche, feurige Jüngling, gewiß nicht ausweichen würde. Glaubte, daß auch sie ihm nicht gleichgültig sei und verwünschte — seine Abreise? Nein! Emilie war ein hochherzig deutsches Mädchen, sie war stolz, daß ihr Geliebter in den Reihen

der Befreier ihres Vaterlandes zu kämpfen sich entschlossen, und that den Schwur, wenn er würdig, Herrmanns Enkel zu seyn, einst heimkehren würde, sie ihm ihre Hand reichen wollte; in ihren Armen sollte er Belohnung seiner Thaten finden, sie wollte sich dann bestreben den Pfad seines Lebens mit Rosen zu bestreuen.

Am andern Tage kam der Oberförster mit seiner Familie aufs Schloß. Rudolph fehlte. Der Freiherr sah die Verlegenheit seiner Tochter, wollte sie daraus ziehen, und fragte: Wo ist denn Rudolph? Der Vater antwortete, daß er noch einiges zu seiner Abreise auf morgen anzuordnen habe, aber bald erscheinen würde, um Abschied von seinem Wohlthäter zu nehmen, und ihm nochmals für seine Güte zu danken.

Das letzte soll er sparen, sagte der Freiherr: was ich that, ist nur ein kleines Schärflein, das ich dem Vaterlande darreiche; sie thun mehr lieber Rehberg als ich — sie

geben ihren Sohn, ich nur schnödes Gold; aber hätte ich zehn Söhne, sie sollten alle mit, und keine Thräne wollte ich weinen, stolz wollte ich seyn, wenn sie alle den Heldentod fielen.

Der Wille des Herrn geschehe auch bei unserm Rudolph, sprach die nun sich gefaßte Oberförsterin; nur nicht als Krüppel kehre er in unsere Arme zurück.

Und bei sich schwur Emilie, wenn er auch nur mit einem Arme, oder einem Beine heimkehre, sie doch seine und keines andern Gattin werden wolle. —

Jetzt kam Rudolph um Abschied zu nehmen, der Freiherr gab ihm noch die besten Lehren, und bat ihn in jeder Verlegenheit sich an ihn zu wenden, wo ihm nie Hülfe vorenthalten werden soll. Emilie reichte ihm ein zierlich von ihrer Hand gesticktes Taschenbuch zum Andenken, und ging bald darauf mit seinen Schwestern nach dem Garten;

Rudolph folgte; sie kamen auf den Platz unter Emiliens Schlafzimmer, wo am Abend vorher jener stand. Beider Augen begegneten sich und beide errötheten.

Bald kamen die Eltern; Steinfels übergab Rudolph noch einige Empfehlungsschreiben an einige hohe Officiere, und am Abend begab sich die Familie des Oberförsters früh nach Hause, um die wenigen Stunden noch in des Lieblings Gesellschaft zuzubringen.

Gefaßter als Rehberg sich dachte, nahmen am andern Morgen die Mutter und Schwestern Abschied. Beide Eltern gaben Rudolph ihren Segen, dieser bestieg seinen Fuchs und trabte zum Dorfe hinaus. Er blickte nach dem Schloße, sah Emiliens Fenster, sah sie mit einem weißen Tuch ihm Lebewohl zuwinken, dankte und floh um die Ecke der Mauer.

Rudolph kam an einem der Plätze an, wo Preussens hoffnungsvolle Jugend um das Banner ihres Königs sich sammelte und gab seine

Empfehlungsschreiben ab. Der General bot ihm eine Officiersstelle an; Rudolph verbat sich diese unverdiente Gnade, und trat als Gemeiner zu dem reitenden Jäger-Corps. —

Die Geschichte jener Zeit, das Erwachen der Deutschen aus ihrem sclavischen Schlafe, ihre Heldenthaten und das Gefühl ihrer Kraft in ihrer Vereinigung, die schändlich vernachlässigt worden war; dieses zu beschreiben gehört nicht hieher, es ist bekannt genug. Nur Rudolph auf seiner Bahn zu begleiten und ein Abenteuer, das ihm auf dieser aufstieße, zu melden, habe ich mir vorgenommen. —

Brav hielt sich unser Rudolph, wie von ihm zu erwarten stand. Schon nach der Schlacht an der Katzbach erhielt er das Lob seines Feldherrn des biedern Blücher, eine Stelle als Lieutenant und das eisene Kreuz von seinem Könige. Er schrieb weder seine Thaten, noch seine verdienten Belohnungen nach Hause, blos die Nachricht von seinem Wohlsein. Nur der Freiherr, der sich fleis-

sig bei seinen Vorgesetzten nach Rudolph erkundigte, wußte alles, freute sich, aber schwieg gegen jedermann. Auch in der Völkerschlacht bei Leipzig zeichnete sich Rudolph aus; hier erhielt er einige leichte Wunden, die ihn doch nicht abhielten mit der siegenden Armee die Grenzen Frankreichs zu betreten. Triumphirend zog er mit seinen Brüdern in Paris ein. Jetzt wurde es Frieden, da nahm er seinen Abschied, der ihm unter den größten Lobesbezeichnungen als Hauptmann ertheilt wurde, und eilte aus Galliens Babilon seinen stillen Lares zu.

Emilie, obgleich die schöne Blume in stiller Einsamkeit blühte, konnte doch nicht unbemerkt bleiben. Kurz nach Rudolphs Abreise bewarb sich ein junger Graf um ihre Liebe; an dem Manne war eben nichts auszusetzen. Er hatte den Ruf eines guten Menschen, war reich und wohlgebildet; allein Emilie blieb kalt. Der Graf bat den Vater um sein Vorwort bei der Tochter.

Nie werde ich meine Tochter zu einem Schritte überreden, von dem ihr ganzes Glück abhängt, antwortete der Freiherr: Bewerben Sie sich um Emiliens Liebe; wird die Ihnen, so soll Ihnen mein Segen nicht fehlen. Reden will ich mit ihr, ihr sagen, daß Sie bei mir um sie angehalten haben, aber das allein ist alles, was ich thun kann. Der Vater that so bei erster Gelegenheit.

Der Graf liebt dich Emilie! sagte der Vater.

Ich weiß es, liebes Väterchen! er hat es mir heute noch wohl ein Dutzendmal gesagt.

Und du Emilie?

„Ich lieb' ihn nicht!“

Der Graf ist reich und wohlgebildet, und was noch mehr, er hat ein gutes Lob; auch ich glaube daß er kein schlechter Mann ist.

Auch ich halte ihn für alles das, aber lieber Vater, er hat einen großen Fehler.

Und der wäre?

Er hat keine Vaterlandsliebe. Wie würde sonst der junge, gesunde, reiche Mann jetzt hier seyn und um ein Mädchen tändeln können, wo das Vaterland in Gefahr ist, wo jeder der noch einen Funken Ehrgefühl und Liebe für sein Vaterland hat, den Erbfeind zu vertilgen eilt.

Also, wenn er ins Feld zöge, würdest du ihn lieben können; ich wills ihm sagen, vielleicht geht er.

Um Gotteswillen nicht! Soll er erst mit Haaren zu seiner Pflicht gezogen werden; nein Vater, nicht meinetwegen, fürs Vaterland sollte er fechten, und das hätte er längstens gekönnt. —

Also nur ein Held der fürs Vaterland fecht, soll deine Hand erhalten! so könnte wohl der junge Rehberg Ansprüche auf dieselbe machen?

Rudolph ist ein braver junger Mann, den ich immer hochschätzen werde.

Auch lieben?

Auch lieben, Väterchen! rief Emilie erröthend, und eilte zum Zimmer hinaus, dem Garten zu.

Will doch sehen, ob deine Liebe Stich hält! sagte der Vater bei sich und bat den Grafen, Emilien noch einige Zeit zu gönnen. Dieser fügte sich, und reiste ab, nachdem er gebeten hatte, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

Rudolph war von Paris abgereist; er hatte mit einem jungen Edelmann, der auch als Freiwilliger unter den Jägern diente, ein naher Landsmann von Rudolph und ein braver junger Mann war, Freundschaft geschlossen, dieser begleitete ihn. Friedrich von Rochlitz, so hieß Rudolphs Freund, war von der Natur mit den besten Eigenschaften begabt, besaß keine gemeine Kenntnisse, einen schönen Körper, eine muntere Laune, und war bereits Herr eines ansehnlichen Vermögens, das er bestens anwendete. Noch hatte

Friedrich nie geliebt, und Rudolph, dem er bald abmerkte, wo es ihm fehle, mußte viel deßwegen von seiner muntern Laune dulden.

Eines Abends hatten sich beide Freunde, die die Reise zu Pferde machten und von einem Bedienten begleitet wurden, vom Wege verirrt; der Himmel hatte seine Schleußen geöffnet, und völlig durchnäßt, waren sie froh ein einzeln stehendes Wirthshaus an der Grenze Deutschlands zu erreichen. Auf ihr wiederholtes Anpochen öffnete ein junges Mädchen die Thüre, und schien höchstens erschrocken und verlegen, als sie die Gäste erblickte. Diese ließen sich Stallung für ihre Pferde anweisen und betraten das Gastzimmer, wo sie an einem Tische sechs Kerls sitzen sahen, die mit Spiel und Trinken zubrachten. Es waren alle fatale Gesichter, die Lavater sicher zu Galgenkandidaten würde bestimmt haben; auch der Wirth glich eher einem Käsebier als einem redlichen Manne; und unsere Ritter wunderten sich sehr, wie

dieser Mann zu einem so schönen jungen Weibchen kam, die still an einem Tische bei häußlicher Arbeit saß. Sie begehrten ein eignes Zimmer und bestellten Wein und Nachtessen. —

Der Wirth mit freundlich grüßender Miene brachte sie sogleich in ein Oberzimmer, setzte den verlangten Wein hin, und kündigte binnen einer Stunde das Nachtessen an. — Beide Freunde machten sich es bequem und sprachen einstweilen dem nicht schlechten Sorgenbrecher zu; da erschien Johann ihr Bedienter mit etwas ängstlicher Miene.

Hier ist es, hol mich der Teufel! nicht richtig, sagte er; ich war im Stall, das Dienstmädchen brachte mir Heu und Haber, da ließ sie verdächtige Reden fallen; als ich näher auf den Busch schlug, so sagte sie mir, ich möchte meine Herrn warnen, heute noch abzureisen, weil unser Leben in Gefahr sei.

Schöne Bescherung! sagte Rochlitz. Wer der Henker kann in dieser egyptischen Finster-

niß weiter reiten? Wir bleiben; wenigstens soll man uns bereit finden, ein Dutzend Schurken zu empfangen. Laß dir nichts merken Johann, und lade unsere Pistolen frisch. Dieß geschah, und furchtlos setzten sich die Freunde zum Essen, welches die Dienstmagd auftrug.

Liebt der Wirth seine Frau? fragte Friedrich das Mädchen. —

Recht sehr! sagte diese: besonders jetzt, da sie sich in guter Hoffnung befindet.

Gut! so bring uns liebe Kleine, noch ein Paar Flaschen Wein und ein Spiel Karten, und bitte den Wirth und sein Weib, sie möchten uns auf eine kleine Weile ihren Besuch gönnen.

Das Mädchen ging, brachte bald das Verlangte, und sagte: der Wirth würde sogleich kommen.

Bald darauf trat dieser ein.

Herr Wirth! sagte Friedrich: ich liebe Gesellschaft, hier mit meinem Reise-Gefährten ist nichts anzufangen, darum bitte ich Sie und ihre Frau mir ihre Gesellschaft zu schenken.

Ich stehe zu Diensten, erwiederte der Wirth, allein mein Weib hat noch einige Hausgeschäften.

Ich glaube, Sie sind eifersüchtig?

Nein, keineswegs mein Herr! Sie spassen!

Nun so holen Sie ihr Weib, ich bestehe darauf.

Der Wirth ging und kam mit seinem Weibe zurück.

Friedrich setzte Stühle, schenkte die Gläser voll, pflanzte die Wirthin auf einen Stuhl gegen sich über, legte die Karten und mit ihnen zugleich seine Pistolen auf den Tisch. —

Liebes Weibchen! sagte er, ich bin gewöhnt auf Reisen mich allzeit sicher zu stellen, auch hier bei ihnen werde ich es nicht unterlassen. Sie werden daher die Güte haben, abwechselnd mit ihrem Manne mit mir eine Parthie Picket zu spielen, zu trinken und zu sprechen bis der Tag anbricht, wo wir dann abreisen werden; Sie haben beide nichts zu fürchten, allein bei der ersten Gefahr die uns drohet, schieße ich Sie oder ihren Mann nieder. Eines von Ihnen bleibt allzeit bis dahin hier sitzen, das andere kann ungehindert seinen Hausgeschäften nachgehen.

Daß Beide alle mögliche Einwendung gegen den Vorschlag Friedrichs machten, läßt sich leicht denken, allein es half nichts. Sie mußten eines nach dem andern im Zimmer auf dem bestimmten Platze aushalten, bis der Morgen anbrach, wo ihre Gäste ihre Zeche zahlten, und ungehindert ihren Weg weiter fortsetzten, nachdem sie heimlich dem Mädchen durch Johann ein gutes Trinkgeld hatten reichen lassen.

Alle Briefe, die Rudolph nach Hause schrieb, waren, der Sicherheit wegen, durch die Hände des Freiherrn gegangen. Er wußte also leicht daß dieser zurück komme, und beiläufig den Tag; er beredete sich daher mit dem Oberförster, den er zum Vertrauten seines Planes machte, gab Geschäfte in Sachsen vor, und reiste nach Leipzig, wo er Anstalten traf, daß Rudolph ihn finden mußte, indem er ihn durch ein Schreiben, das denselben in Frankfurt traf, nach Leipzig einlud.

Rudolph kam bald mit seinem Freunde daselbst an. Letzterer gewann durch seine muntere Laune Steinfels Gewogenheit, der ihn einlud Theil an seinem Plane zu nehmen, und ihm seine Rolle darin auftrug, die Rochlitz mit vielem Vergnügen annahm. — Auch zu Hause wußte man die Ankunft Rudolphs, und große Freude herrschte bei der Mutter und Geschwistern, woran Emilie nicht einen kleinen Antheil nahm. Jetzt kam der Frei-

herr

herr zurück und brachte Friedrichen, dessen Bekanntschaft er in Leipzig gemacht zu haben vorgab, mit sich, und dieser mit seinem muntern offenen Wesen ward bald ein angenehmer Gesellschafter für Emilien. Aber Rochlitz spielte bald den Liebhaber, und Emilie zog sich auf einmal zurück. — Sie waren alle bei Rehbergs versammelt, es war der Tag an dem Rudolph kommen sollte, und wirklich kam am Abend ein Wagen, aus welchem Rudolph in voller Uniform, das eisene Kreuz auf der Brust — aber mit der Hülfe einer Krücke, mühsam entstieg, und sich in die Arme der Seinigen warf, die ihn alle, den Vater ausgenommen, mit Thränen empfingen. —

Jetzt trat er vor Emilien, grüßte sie, und küßte ihre Hand. Sie blickte ihm ins, von der Sonne männlich schön gebrannte, Gesicht, auf sein Kreuz, dann auf die Krükke; ihre Wangen bleichten, aber nur einen Augenblick; da trat sie stolz auf Rudolph zu,

schlang ihren Arm um seinen Nacken, und drückte ihm einen Kuß auf seinen Mund. So, rief sie, empfängt das deutsche Mädchen, den deutschen Helden!

Bravo!, rief Rochlitz: Aber auch ich war als Sieger in Paris. Dann werde auch ihnen gleicher Empfang zu Theil, erwiederte Emilie, komm Amalie! Sie zog ihre Freundin auf, und beide Mädchens küßten herzlich den lustigen Bruder; dem aber bei Amaliens Kuß auf einmal ein Gefühl ankam, das seine gute Laune umstimmte; er wurde nachdenkend und machte so wunderliches Zeug daß noch am Abend zu Haus der Freiherr ihm auf den Kopf schuld gab, er sei in Amalien verliebt.

Aber Rudolph! rief die Mutter: du hast uns ja kein Wort von dem Unglücke geschrieben, das dich zum Krippel machte. Was soll es nun mit dir geben?

Denken Sie denn Frau Oberförsterin, nahm der Freiherr das Wort, daß unser Kö-

nig und das Vaterland einen Mann, der für ihre Vertheidigung seine Glieder einbüßte, nicht versorgen werden; denken Sie denn so schlecht von mir, der ich versprach, Rudolphs zweiter Vater zu seyn, daß ich versäumen sollte, seine Lebenstage sorgenlos zu machen?

Aber ein Krippel! rief die Mutter mit Thränen.

Da drängte sich Emilie näher zu Rudolph, sie reichte ihm das Glas, und legte ihm vor; nach Tische führte sie ihn behutsam zum Sopha, holte einen Schemel, daß sein Fuß darauf ruhen könnte, und bediente ihn so, daß der arme Rudolph zum größten Vergnügen des Freiherrn seines Vaters und Rochlitz, in die größte Verlegenheit gerieth. Sie ließ ihn nicht aus den Augen, und unterhielt sich beständig mit ihm, bis sie nach Hause ging. — Oberförsters waren alle auf den andern Mittag zu dem Freiherrn aufs Schloß gebeten. Den andern Morgen ließ Stein=

fels seine Tochter in sein Kabinet rufen, und redete sie an:

„Emilie! Rochlitz hat um deine Hand bei mir angehalten. Er ist ein edler junger Mann, von Adel, gutem Aussehen, besitzt Vermögen, und hat sich für sein Vaterland im Felde ausgezeichnet, besitzt also alles, was du nur von einem Gatten dir wünschen kannst.“ Was soll ich ihm sagen?

Lieber Vater! Rochlitz ist ein braver Mann, ich habe nichts gegen ihn — aber —

Nun?

Ich möchte — ich will — mich nicht von dir trennen.

Lari Fari! wenn nun Rochlitz hier wohnen wollte, oder ich mit euch auf sein Gut ziehen würde?

Vater! ich bitte dich um Gotteswillen — ich kann nicht.

Hm! sonst glaubte ich du liebtest den jun-

gen Rehberg, aber da er jetzt das Unglück hatte, ein Krippel zu werden —

Gott! Vater, du kränkst mich —

Das will ich nicht, liebst du ihn noch, meinetwegen, so habe ich nichts dagegen; aber ich wünschte du wähltest, — Rochlitz will Antwort.

Dank Vater! herzlichen Dank! darf ich wählen, so soll es heute noch geschehen.

Ich bin es zufrieden. Aber Emilie! prüfe dich genau!

Rehbergs kamen, und Emilie bediente heute wieder mit gleicher Sorgfalt Rudolph wie den Abend vorher. —

Nach dem Essen ließ der Freiherr die Bedienten abtreten. Dann nahm er Rochlitz und Rudolph bei der Hand, und führte sie vor Emilien. Hier, sprach er, liebe Tochter, stehen zwei Männer, die ich beide schätze, hier Rochlitz hat gestern bei mir um dich angehalten, Rudolph Rehberg hat mir seine

Liebe zu dir schon gestanden, bevor er von hier abreiste, beide verdienen deine Achtung; Rochlitz hat dir seine Liebe erklärt, Rudolph war noch dazu zu schüchtern, doch weiß ich, daß du Beweise hattest, daß auch er dich liebte; mir hatte er es nur auf mein Zudringen gestanden. Glaubst du nun mit einem von beiden glücklich zu seyn, so wähle — wen du wählst, soll mir als Schwiegersohn willkommen seyn.

Herr von Rochlitz denkt viel zu edel, erwiederte Emilie: als daß er mir nicht verzeihen sollte, wenn ich erkläre, daß ich ihn zwar hochschätze —

Halt! rief Rochlitz — das gleicht einem Korb wie ein Ei dem andern — ich trete zurück, und bitte um ihre Freundschaft, die Sie mir Fräulein Emilie, nicht versagen werden. —

Nein! Herr von Rochlitz — wenn es Ihnen damit genügt.

Völlig!

Rudolph zitterte —

Und sie Herr Rehberg liebten mich, sagte Emilie zu Rudolph: auch ich liebte Sie, ehe sie von hier abreisten, ehe Sie für das Vaterland kämpften; und jetzt da Sie, geziert mit dem Zeichen des Ruhms, mit Wunden für die Freiheit des Vaterlandes heimkehren; sollte ich Sie da nicht ferner lieben? O! dann wär' ich nicht werth die Tochter eines edeln Deutschen zu seyn; mit verdienter Verachtung müßten mich meine deutschen Schwestern betrachten! Lieben Sie mich noch, Rudolph — so bin ich ewig die treue Gefährtin ihres Lebens.

Engel! rief Rudolph: warf seine Krücke von sich und stürzte zu Emiliens Füßen.

Redlich, meine Tochter, hast du die Probe überstanden; Rudolph ist kein Krippel. Nehmt meineu Segen, meine Kinder, — sagte Steinfels.

Noch am nämlichen Tage wechselten sie die Ringe, und am 18ten October, am Fe-

ste aller Deutschen vereinigte der Priester ihre Hände. Bald darauf führte auch Friedrich von Rochlitz Amalien, die Schwester seines Freundes, als seine Gattin auf seine Güter.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Egloffstein, Heinrich A. C. <<von>>,

Neue Gemälde in romantischen Farben gezeichnet aus der Bildergallerie der Menschheit

Nürnberg 1821

P.o.germ. 301 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107636-8